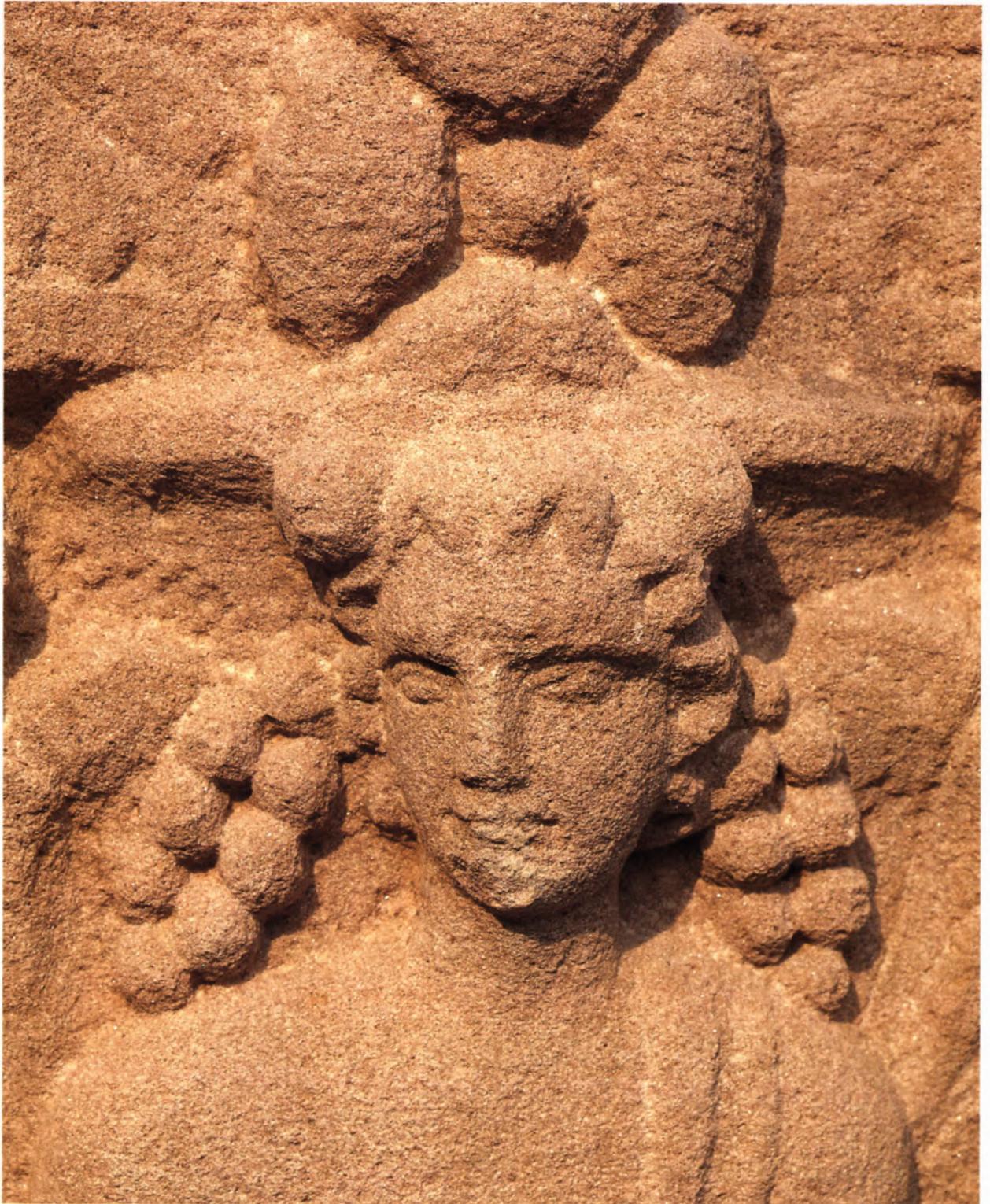


DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

15. JAHRGANG
OKT.-DEZ. 1986



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Egon Schallmayer	
Die Jupitergigantensäule aus Mosbach-Diedesheim, Neckar-Odenwald-Kreis	137
Judith Breuer	
Der Marmorsaal in Stuttgart Ein ehemals architektonisches Prachtstück wartet auf seine Instandsetzung	142
Wiltrud Heber	
Zur Geschichte der Michaelskirche und des alten Kirchhofs in Schwarzach, Kreis Rastatt	147
Hartmann Reim	
Ein keltisches Gräberfeld bei Rottenburg a. N., Kreis Tübingen	152
Ungenutzt gleich abgebrochen?	158
Leopold Neff/Hans Mikusch	
St. Vitus, ein Schmuckstück für Fischbach, Stadt Friedrichshafen	158
Peter Hillenbrand	
Die Renovierung der Adamssäule, eines technischen Kultur- denkmals des 17./19. Jahrhunderts	161
Robert Eisinger	
Gedanken zur Sanierung der Tragkonstruktion von Altbauten	164
Personalien	175
Neuerscheinung	177
Buchbesprechungen	178

Titelbild: Kapitell der Jupitergigantensäule von Diedesheim, Stadt Mosbach. Abgebildet ist die Personifizierung des Herbstes mit Weintrauben.
Zum Beitrag Egon Schallmayer: Die Jupitergigantensäule aus Mosbach-Diedesheim, Neckar-Odenwald-Kreis.

DENKMALPFLEGE
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT
DES LANDESDENKMALAMTES

15. JAHRGANG 1986

Inhaltsverzeichnis

Peter Anstett †, siehe: Personalia	175
Hans-Jürgen Bleyer, siehe: Burghard Lohrum/Hans-Jürgen Bleyer Notizen zum Bauen und Wohnen im ausgehenden Mittelalter (3) Dargestellt an südwestdeutschen Hausbauten Bopfingen, Spitalhof 1: Seelhaus, Wohnen einer Gemeinschaft	112–120
Norbert Bongartz Jahrzehntelang hart am Abbruch vorbei – Das „Klösterle“ in Stuttgart-Bad Cannstatt	17–24
Norbert Bongartz, siehe: Buchbesprechungen	178–179
Judith Breuer Der Marmorsaal in Stuttgart Ein ehemals architektonisches Prachtstück wartet auf seine Instandsetzung	142–146
Wolf Deiseroth Der Ortskernatlas Baden-Württemberg	121–124
Robert Eisinger Gedanken zur Sanierung der Tragkonstruktion von Altbauten	164–174
Julius Fekete, siehe: Buchbesprechungen	135–136
Ulrich Gräf Vom herrschaftlichen Schloß zum Rathaus Schloß Hemmingen, ein eklektizistischer Umbau des 19. Jahrhunderts	11–16
Eberhard Grunsky Denkmalpflege und Neues Bauen der zwanziger Jahre Zur Kontinuität von Mißverständnissen	1–10
Eckart Hannmann Das Schloß in Tübingen Sanierung des Süd- und Westflügels	93–101
Eckart Hannmann, siehe: Buchbesprechungen	179
Wiltrud Heber Zur Geschichte der Michaelskirche und des alten Kirchhofs in Schwarzach, Kreis Rastatt	147–151
Peter Hillenbrand Die Renovierung der Adamssäule, eines technischen Kultur- denkmals des 17./19. Jahrhunderts	161–163
Herbert Hoffmann †, siehe: Personalia	176

Wolfgang Kaiser, siehe: Buchbesprechungen	46–48
Willi Klein †, siehe: Personalia	84
Hubert Krins Die Freilegung des Ulmer Münsters und ihre Folgen Zur Geschichte und Gestalt des Münsterplatzes	49–57
Rainer Laun Historische Hauseingänge – Türen, Tore und Portale im Rhein-Neckar-Kreis	66–78
Rainer Laun Historische Blitzableiter Eine unbeachtete Gattung technischer Kulturdenkmale	85–92
Burghard Lohrum/Hans-Jürgen Bleyer Notizen zum Bauen und Wohnen im ausgehenden Mittelalter (3) Dargestellt an südwestdeutschen Hausbauten Bopfingen, Spitalhof 1: Seelhaus, Wohnen einer Gemeinschaft	112–120
Dietrich Lutz, siehe: Neuerscheinungen	136
Jürgen Michler Zur Innenrenovierung der Pfarrkirche von Eriskirch	58–65
Hans Mikusch, siehe: Leopold Neff/Hans Mikusch St. Vitus, ein Schmuckstück für Fischbach, Stadt Friedrichshafen	158–161
Leopold Neff/Hans Mikusch St. Vitus, ein Schmuckstück für Fischbach, Stadt Friedrichshafen	158–161
Notizen zum Bauen und Wohnen im ausgehenden Mittelalter (3)	112–120
Hartmann Reim Neue Untersuchungen in keltischen Grabhügelfeldern auf der Schwäbischen Alb Archäologische Denkmalpflege und Volkshochschulen	25–29
Hartmann Reim Ein keltisches Gräberfeld bei Rottenburg a. N., Kreis Tübingen	152–157

Egon Schallmayer Die Villa rustica „Alter Weg“ bei Großsachsen, Gemeinde Hirschberg, Rhein-Neckar-Kreis Archäologische Denkmalpflege zwischen landwirtschaftlichen Bedürfnissen und öffentlichem Interesse	125–132
Egon Schallmayer Die Jupitergigantensäule aus Mosbach-Diedesheim, Neckar-Odenwald-Kreis	137–141
Leo Schmidt Straßenkreuzer der Kaiserzeit Mechanismen der Spekulationsarchitektur am Beispiel Freiburg-Wiehre	30–41
Wolfgang Seidenspinner Industriearchäologische Bodendenkmale Bodenurkunden zum Bergbau als Zeugnisse der Technik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte	102–111
Wolfgang Seidenspinner, siehe: Buchbesprechungen	179–180
Ingo Stork Friedhöfe der Merowingerzeit – historische Quellen, Bestand und Gefährdung	79–83
Ungenutzt gleich abgebrochen?	158–163
Reinhard Wortmann Der Rote Bau in Biberach Ein früher Sichtbacksteinbau des 19. Jahrhunderts in Oberschwaben	42–45
Buchbesprechungen	46–48, 135–136, 178–180
Neuerscheinungen	136, 177
Mitteilungen	48, 84, 133–135
Personalialia	84, 175–176

Egon Schallmayer: Die Jupitergigantensäule aus Mosbach-Diedesheim, Neckar-Odenwald-Kreis

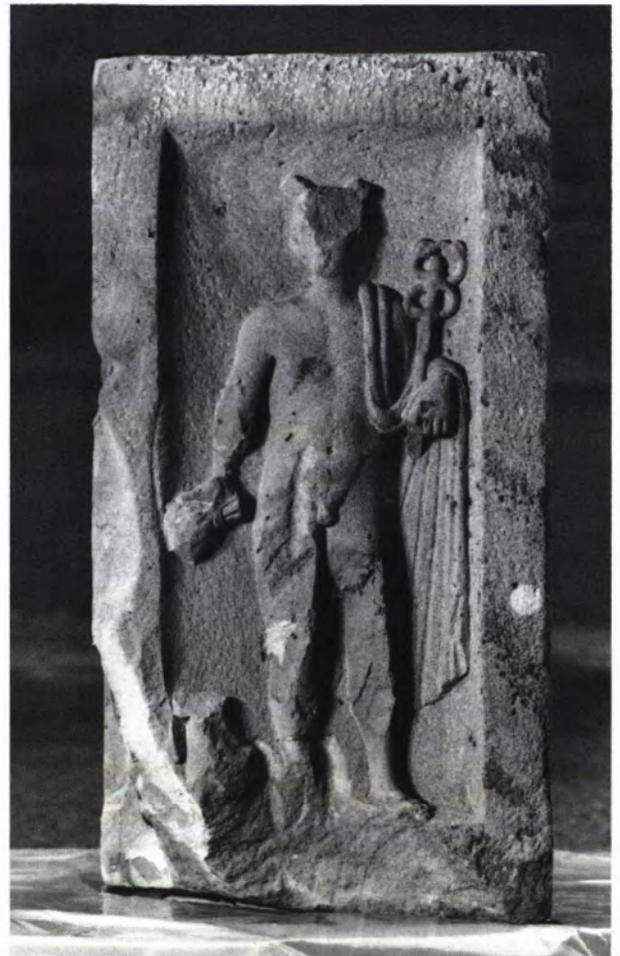
Am 11. August 1986 wurden bei Erschließungsmaßnahmen innerhalb eines Neubaugebietes nordwestlich von Diedesheim die Teile einer Jupitergigantensäule gefunden. Es handelte sich zunächst um den Viergötterstein und den unteren Teil der Säule. Obschon die Baufirma vor Arbeitsbeginn auf eventuell auftretende archäologische Reste hingewiesen wurde, erfolgte keine Meldung. Erst die Nachricht eines zufällig in einem Nachbargarten arbeitenden Landwirtes an das städtische Bauordnungsamt brachte die Dinge ins Rollen. Die Information gelangte schließlich am nächsten Tag an das Landesdenkmalamt nach Karlsruhe. Eine tags darauf angesezte Ortsbesichtigung ergab, daß die römischen Fundstücke aus einem Kanalgraben stammten, der auf eine Länge von 25 m offenlag. Der engere Bereich der Fundstelle war aber schon durch verlegte Kanalrohre und ei-

ne Schottereinfüllung abgedeckt. Der Baufirma wurde zur Auflage gemacht, die bereits verlegten Rohre wieder herauszunehmen. Erst danach war es möglich, die Fundstelle zu beurteilen.

Im aufgeschlossenen Profil des Kanalgrabens ließ sich beobachten, daß der römische Oberflächenhorizont unter einer 2,50 m starken, feinen Lehmaufschwemmung lagerte. Von diesem Horizont aus – kenntlich durch ein mit Scherben und Ziegelkleinschlag durchsetztes Kieselband – war an einer Stelle ein 1,50 m breiter Schacht eingetieft, dessen obere Partie mit Sandsteinbrocken verfüllt war. Nach Freiräumen dieser Stelle ließ sich ein sehr schön gesetzter Steinbrunnen erkennen, dessen Durchmesser 1,50 m betrug. Die Brunnenfüllung wurde bei der nachfolgenden Ausgrabung durch das LDA herausgenommen, wobei noch weitere Teile der Jupitergi-

1 und 2 DIEDESHEIM, Viergötterstein der Jupitersäule mit Juno (links) und Minerva (rechts).





3 und 4 VIERGÖTTERSTEIN mit den Göttern *Herkules* (links) und *Merkur* (rechts).

gantensäule zum Vorschein kamen. Die Grabung wurde eingestellt, nachdem das Brunneninnere bis auf 5 m Tiefe, d. h. ca. 7 m Tiefe vom heutigen Niveau aus gerechnet, noch immer nicht erreicht war und sich auf den letzten 1,5 m keine Säulenfragmente mehr finden ließen.

Neben den bereits geborgenen Resten kamen der Wochengötterstein, der obere Teil der Säule mit dem Kapitell der vier Jahreszeiten und der Torso des Giganten von der Reitergruppe – dieser allerdings zerschlagen – aus dem Brunneninneren ans Licht.

Viergötterstein

Der 1 m hohe, im Querschnitt quadratische Viergötterstein – Seitenlänge 52 cm – zeigt eine außerordentlich saubere Ausführung. Auf den vier Seiten des Steines sind nacheinander Juno, Minerva, Herkules und Merkur dargestellt.

Juno ist in ein faltenreiches Gewand gehüllt, das auch über das Hinterhaupt der Göttin geworfen ist. Die gesenkte Rechte hält eine Opferschale, die erhobene Linke wurde von der Baggerschaufel abgeschlagen. Hinter der Göttin ist im Kopfbereich ein nach links gerichteter Pfau dargestellt. Prächtig ausgearbeitet ist das Relief der *Minerva*, die mit Helm und kräftiger Helmzier sowie reich gefaltetem Gewand über dem mit Gorgonenhaupt versehenen Brustpanzer dargestellt ist. Die Göttin hält in der Rechten das Zepter, die abgestreckte Linke greift den Saum des neben die Figur gestellten Schil-

des. Hinter der linken Schulter sitzt die Eule auf einem Baumstamm. *Herkules*, der lediglich mit einem über die linke Schulter gehängten Gewand bekleidet ist, trägt Pfeilköcher, der an einem über die Brust geführten Riemen befestigt ist, sowie das Löwenfell über dem linken Unterarm. Die Rechte stützt sich auf die kräftige Keule. *Merkur* schließlich ist ebenfalls nackt gegeben. Seine Attribute – Flügelhut, Schlangenstab und Geldbeutel – sind gut sichtbar, hingegen ist der rechts zu den Füßen des Gottes gekauerte Ziegenbock durch den Bagger zerstört und nur noch in seinen Konturen zu erkennen.

Insgesamt fällt der Viergötterstein durch die ausgesprochene Plastizität der dargestellten Gottheiten auf. Die saubere Ausführung der Reliefs läßt die Konturen der Viergötter aus dem Stein heraustreten und gibt den Eindruck einer beinahe vollplastischen Figur wieder.

Wochengötterstein

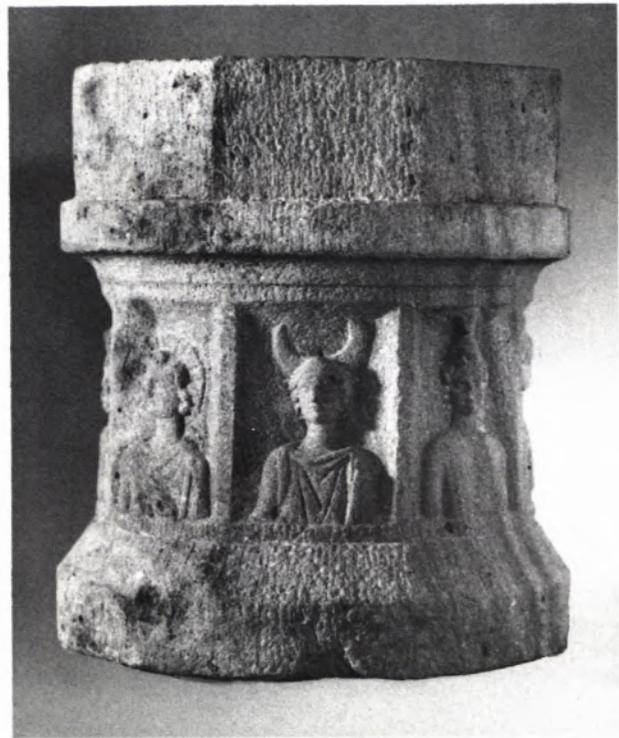
Bei dem Wochengötterstein handelt es sich um eine Säulentrommel von 66 cm Höhe, die in mehrere Zonen eingeteilt ist. Die eigentliche Bildzone ist als achteckiger Abschnitt ausgearbeitet. Hier finden sich in 16 × 24 cm großen umrahmten Feldern die Abbildungen der Wochengötter. Sie sind allesamt als Büsten dargestellt und symbolisieren – von links nach rechts zu betrachten – die Wochentage. Ausgangsfeld ist ein gerundetes Segment auf der Steintrommel, auf dem sich eine Inschrift befindet, die in der Übersetzung lautet: Jupiter, dem Besten und Größten, (haben) die Festii, (nämlich)

Festinus und Florianus (das Monument) auf eigenem Grund und Boden aufgestellt, aufgrund göttlichen Geheißes gerne, freudig und nach Gebühr.

Der Betrachter erblickt dann links von der Inschrift Saturn als Sinnbild des Samstags (englisch: Saturday). Der Gott ist nackt gegeben und hält vor der linken Seite ein Werkzeug (?). Es folgt Sol für Sonntag in der Gestalt eines Jünglings mit Lockenschopf und Strahlenkranz auf dem Haupt. Luna als Personifizierung des Montags (französisch: lunedi) fällt durch die kräftige Mondsichel über ihrem Kopf auf. Mars, Gottheit des Dienstag (französisch: martedì), ist kenntlich an dem Helm mit großer Helmzier. Merkur schließlich, der für den Mittwoch (französisch: mercoledì) steht, trägt den Flügelhut und den Schlangenstab. Jupiter, Donnerstag (französisch: jeudi = jove-di; jove = Jupiter, Jovis), ist als nackte Gestalt mit über die linke Schulter geworfenem Mantel kenntlich. Venus, die Göttin des Freitags (französisch: venerdì), findet als nackte Frauengestalt, den Spiegel haltend, ihre Symbolisierung.

Insgesamt fällt auch beim Wochengötterstein die vorzügliche Erhaltung sowie die besonders augenfällige Bearbeitung auf. Die einfache, dadurch aber eindringliche Art der Darstellung, das volle Relief erzeugen auch hier den Eindruck einer ausgezeichneten Plastizität der Reliefbüsten. Bemerkenswert auch, daß der Wochengötterstein einen größeren Durchmesser besitzt als die Seitenlänge des Viergöttersockels. Man wird daraus auf eine zwischengelagerte Sandsteinplatte als Gliederungselement schließen dürfen, die verlorengegangen ist.

Auf der Oberseite des Wochengöttersteines ist noch die Standspur der auf ihm stehenden Säule als kreisrunde Verfärbung des Steines sichtbar, an dessen Peripherie sich an drei Stellen kleine längliche Löcher finden, die zur Aufnahme von Keilen zur Halterung der Säule dienten. Darüber hinaus ist im Zentrum des solcherma-



ßen gekennzeichneten Säulenkreises ein viereckiges Zapfloch ausgemeißelt. Die ganze Konstruktion diente zur Verankerung der Säule. Auch der Wochengötterstein besteht aus kristallinem Odenwald-Sandstein.

Säule

Die in zwei Teile zerbrochene Säule besitzt eine Gesamthöhe von 1,87 m. Der Säulenschaft selbst zeigt ein ausbauchendes Profil. Die Stelle des größten Durchmessers ist mit einer Äquatorlinie gekennzeichnet und

5-7 WOCHENGÖTTERSTEIN, auf dem Sol = Sonntag (links), Luna = Montag (oben), Mars = Dienstag (rechts) dargestellt sind.





8 und 9 KAPITELL mit den vier Jahreszeiten: links Sommer, rechts Herbst.

betont das aufsteigende sowie das abfallende Element der Säule.

Von besonderer Qualität ist das in korinthischem Stil ausgeführte Kapitell, welches allein eine Höhe von 0,44 m besitzt. Unter einem mit Blattwerk verziertem Gesims sind die vier Jahreszeiten dargestellt: Es handelt sich um Büsten, die nahezu vollplastisch aus dem Stein herausgearbeitet wurden und von Rankenwerk beidseitig auskragend umgeben werden. *Frühling* ist als nackte Gestalt gegeben, hinter deren Haupt sich zu beiden Seiten Blüten als Symbol der erwachenden Natur zu erkennen geben. *Sommer* wird ausgewiesen durch die hinter der Büste dargestellten Kornähren sowie einen Ährenkranz im langgelockten Haar. Der *Herbst* trägt einen Früchtekranz auf dem Haupt, dahinter hängen Weintrauben. Schließlich ist die Büste des *Winters* in einem über das Haupt geschlagenen Mantel gehüllt. Über den vier Büsten der Jahreszeiten ist jeweils eine Schale sichtbar. Das Kapitell wird zum Säulenschaft hin von einem Wulstreif abgeschlossen.

Die Säulenbasis ist kräftig profiliert, wobei der obere Profilsims als halbrunder Kranz ausgebildet ist. Die gesamte Säule besteht ebenfalls aus kristallinem rotbraunem Sandstein. Alle Teile gehören daher auch von Steinmaterial her zu einem einheitlichen Kultdenkmal.

Gigantenreitertorso

Die Reste der Jupitergigantengruppe fanden sich zerbrochen zuunterst im Brunnen-schacht. Es handelt sich lediglich noch um die Platte der Gruppe, auf der sich

die abgebrochenen Reste der hinteren Extremitäten des Pferdes und dessen Schweifes, der Hände und des walzenartig ausgeführten und bis zur Nabelhöhe erhaltenen Gigantenkörpers finden. Die Platte selbst kann noch aus vier Bruchstücken zusammengesetzt werden. Über die Qualität dieses Stückes läßt sich wegen seiner Bruchstückhaftigkeit nicht sehr viel sagen. Sicher ist, daß sie gegenüber den Reliefs und dem Kapitell des übrigen Säulendenkmals erheblich zurücktritt. Hinzu kommt, daß die Gigantenreitergruppe aus gelbbraunem Keupersandstein geschaffen ist. Diese Beobachtungen und die gegenüber den Proportionen des übrigen Kunstwerks stark verkleinerten Abmessungen der Gruppe deuten darauf hin, daß es sich nicht um die originale, ehemals auf der Buntsandsteinsäule stehenden Jupitergigantengruppe handeln kann, vielmehr wird man annehmen dürfen, daß – nachdem eine ursprüngliche erste Gruppe zerstört worden war – eine neue, einfachere Variante angefertigt wurde, oder aber, man hat von einer anderen, kleineren Säule die bekrönende Gruppe heruntergenommen und sie auf das sonst wegen der künstlerischen Ausarbeitung wertvollere Kultdenkmal gestellt. Dies wirft ein Schlaglicht auf die Geschichte des Monuments. Vielleicht gibt sich durch das Fehlen der ursprünglichen Reitergruppe auch eine Zerstörung durch äußere Einwirkungen zu erkennen; leider lassen sich diese aber nicht datieren.

Jupitergigantensäulen

Bei den Jupitergigantensäulen handelt es sich um Kultdenkmale, die der Verehrung von Jupiter zuzuschreiben

sind. Das Verbreitungsgebiet dieser Denkmälergruppe zeigt einen Schwerpunkt im Bereich der gallisch-germanischen Provinzen des Römerreiches, also etwa in dem Gebiet zwischen Rhône, Rhein und Oberer bis Mittlerer Donau. Offensichtlich haben also bei der Ausprägung dieser Kultdenkmälergruppe neben den Einflüssen der klassischen Mythologie des Mittelmeerraumes auch einheimisch-keltische Vorstellungen eine Rolle gespielt. Dies verdeutlicht sich möglicherweise in der Säulenform des Denkmals, wobei oftmals der Säulenschaft mit Blattranken oder – rindenartig – als Baumstamm dargestellt wird. Dies könnte sich auf die speziell keltische Form der Götterverehrung in Bäumen beziehen. Andererseits finden die Jupitergigantensäulen unseres Gebietes ihr Vorbild in der großen Jupitersäule von Mainz, die um das Jahr 59 n. Chr. aufgestellt wurde und selbst wiederum auf die Jupitersäule auf dem Kapitol in Rom zurückgeführt werden kann. Das Bildprogramm der Jupitergigantensäulen ist dem Repertoire der klassischen Mythologie verpflichtet. Aus dem Rahmen fällt lediglich der Gigantenreiter, doch bezieht sich diese Darstellung auf den Kampf der schlangenfüßigen Giganten als Erdgötter gegen den um Zeus/Jupiter gescharten Götterhimmel, der hier durch einen zu Pferd sitzenden und den darunter kauern den Giganten niederreitenden Jupiter mit Blitzbündel verkörpert wird.

Zum andern ist die Jupitergigantensäule ein Symbol des Lebens. So wurde schon deutlich, daß sich der ausbauchende Säulenschaft auf Aufstieg und Niedergang des Lebens bezieht. Die Viergötter des Sockelsteines sollen Tageszeiten, die Wochengötter den Wochenlauf und die vier Jahreszeiten den Jahresablauf versinnbildlichen. Das Ganze wird bekrönt von dem allgewaltigen höchsten Himmelsgott, Jupiter, in dem sich alles begegnet und somit wieder aufhebt. So wurzeln die den Jupi-

tergigantensäulen zugrundeliegenden Vorstellungen in den Lebenserfahrungen des antiken Menschen.

Die Bedeutung des Diedesheimer Fundes

Die Jupitergigantensäule von Diedesheim fällt durch die erstaunliche Qualität ihrer Reliefs aus dem Rahmen des sonst bei provinziellen römischen Steinarbeiten Gewohnten. Darüber hinaus zeigt die Inschrift der Stifter – offensichtlich Brüder –, daß die Säule auf dem Eigentum der beiden Aufstellung fand. Dies wird extra betont, möglicherweise weil das umliegende Gebiet andere Besitzer hatte.

Aus den vereinzelt Fundbeobachtungen wissen wir, daß in dem Areal, welches nun als Industriegebiet ausgewiesen ist, weitere römische Funde, darunter ein Grabfund, zutage gekommen sind. Es läßt sich daher vermuten, daß die Jupitergigantensäule auf dem Gelände eines Landgutes (Villa rustica) stand und dort einen kultischen Mittelpunkt bildete. Das Denkmal dürfte aus stilistischen Erwägungen in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. gehören. Somit muß auch die Villa rustica noch zu dieser Zeit bestanden haben. Die Erneuerung der Gigantenreitergruppe zeigt darüber hinaus, daß wohl noch im 3. Jahrhundert die Anlage bestanden hat; vermutlich wird sie im Zuge des Limesfalls, 260 n. Chr., aufgegeben worden sein.

Die Jupitergigantensäule aus Diedesheim wird zur Zeit im Foyer des Rathauses der Stadt Mosbach gezeigt. Besichtigungen sind während der Dienststunden möglich.

*Dr. Egon Schallmayer
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe*



1 TEEHAUS UND MARMORSAAL der Villa Weißenburg von Osten. Gemälde von Julius Mössel, ca. 1912/13.

Judith Breuer: Der Marmorsaal in Stuttgart

Ein ehemals architektonisches Prachtstück wartet auf seine Instandsetzung

Mancher Spaziergänger im Weißenburg-Park hat sich schon gefragt, was sich in dem unterhalb des Teehauses in den Abhang gefügten Gebäude befindet. Es birgt einen der ehemals schönsten Festsäle Stuttgarts, den sich 1912/13 ein Privatmann zusammen mit dem Teehaus und dem über dem Saal gelegenen Tennisplatz erbauen ließ. Heute aber ist der Saal in einem baulich äußerst kritischen Zustand. Die baldige Renovierung tut not. Und daß der Saal eine solche verdient, davon sollen die folgenden Ausführungen und Photos überzeugen.

Die ursprüngliche Ausstattung des Saals

Die zurückhaltend gegliederte Außenfront, deren fünf große Flügeltüren den Saal von der Langseite erschließen, läßt kaum ahnen, welch üppige Pracht sich ehemals im Inneren entwickelte. Das Zusammenspiel von Marmor, Stuck, Dekorationsmalerei, Plastiken und Wasserbassins bestimmte sein Erscheinungsbild. Reste davon sind noch erhalten. So bekleidet Marmor auch heute noch die unteren Wandzonen und den Boden des Raums; aus Marmor sind die Wasserbecken gearbeitet; der weiße Stuck und der Golddekor der den Saal längs-

seits gliedernden Säulen ist – wenn auch in grober Überfassung – erhalten. Die stuckierte Kassettendecke dagegen wurde – mit Ausnahme der mit Rankenwerk verzierten Stege – mit Platten abgehängt. Die buntfarbige Grotteskmalerei schließlich ist völlig unter weißer Tünche verschwunden.

Das Schwergewicht der malerischen und plastischen Dekoration lag auf den Schmalseiten des Saals, welche halbrund um je ein in den Boden eingelassenes Wasserbassin ausgebaut sind. Die marmorne Sockelzone um die Bassins zeigt noch die – wenn auch etwas verwitterten – Atlantengestalten, welche den hier zu einem Gsimms umgestalteten oberen Teil der Marmorverkleidung tragen.

Als seitliche Begrenzung der Bassins dienten ursprünglich Tierplastiken. Das linke Becken flankierten ein schreitender Panther und ein schreitender Wolf, das rechte Bassin begrenzen die Plastiken eines großen Hundes und eines Wildebers (frei nach einer florentinischen Plastik), beide hingelagert und mit zu den Türen des Saals gewandten Köpfen. Alle vier Plastiken sind



2

2 DIE TERRASSENFRONT des Marmorsaals, Zustand im Herbst 1986.

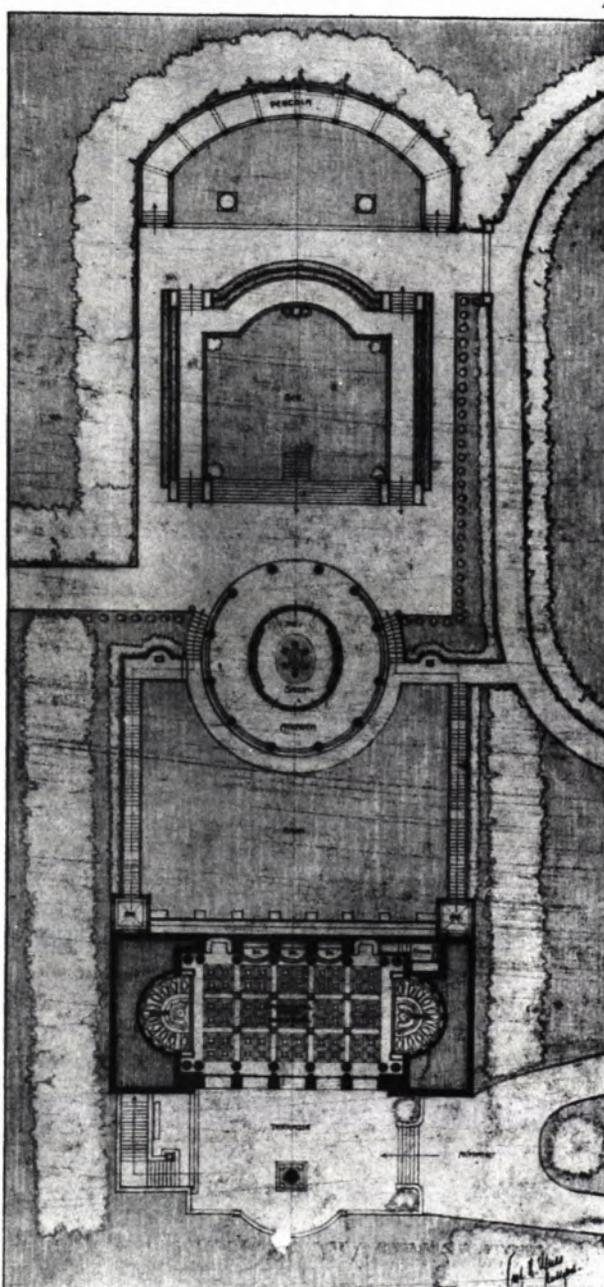
3 VILLA WEISSENBURG, Seitenansicht. Die seit 1898 von Ernst Sieglin bewohnte, 1843/44 erbaute klassizistische Villa wurde 1964 abgebrochen.

4 WEISSENBURG-PARK. Anlage von Teehaus, Tennisplatz und Gartensaal im Grundriß; Entwurf von Heinrich Henes 1912.

glücklicherweise erhalten geblieben und stehen heute an verschiedenen Stellen im Weißenburg-Park. Gearbeitet wurden sie von dem aus Mecklenburg stammenden Bildhauer Fritz Behn (1878–1970).

Wichtiger noch als die plastische Ausstattung war die heute verschwundene Bemalung der oberen Wand- und Nischenpartien. Es handelte sich dabei um sog. Groteskmalerei, also eine auf die römische Antike zurückgehende Ornamentmalerei, die aus dünnem Rankenwerk besteht, in das menschliche und tierische Wesen, Früchte, Blumen, Architekturteile u.ä. eingefügt sind.

3





5 „GARTENSAAL DES HERRN GEHEIMRAT VON S. (Architektur von Prof. Heinrich Henes, Stuttgart – Malerei von Mössel).“
 So lautet die Unterschrift zu dieser Abbildung aus der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ von 1914. Sie zeigt den Marmorsaal
 mit seiner vollständigen Innenausstattung kurz nach der Vollendung im Jahr 1913.

6 DER MARMORSAAL 1926. Reproduktion einer Aufnahme von Paul Isenfels, Stuttgart, mit Mitgliedern der Tanzschule Herion.



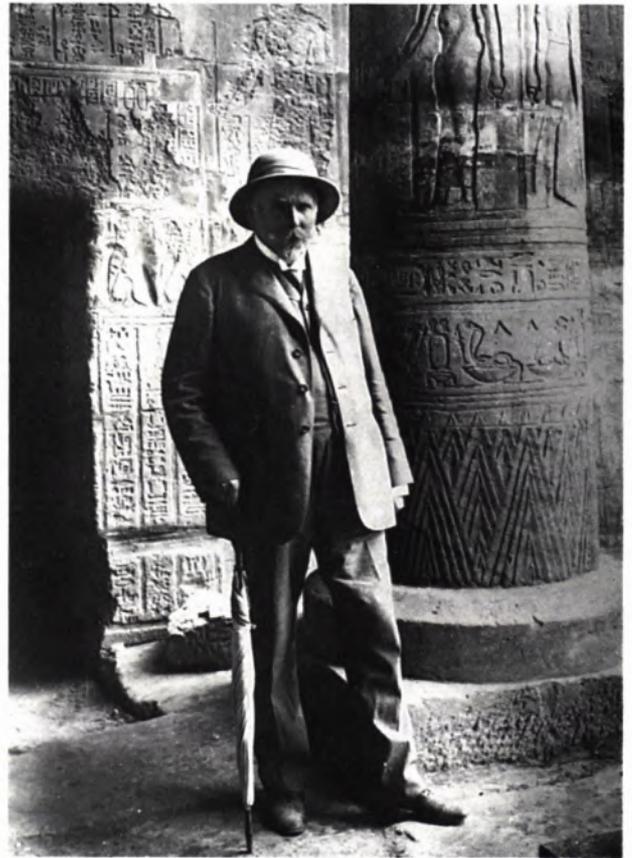


7 DER MARMORSAAL im Herbst 1886.

Dank der erhaltenen Abbildungen lassen sich Aussagen über Gestaltung und Darstellung, leider aber nicht über die Farbigkeit der Malereien machen. Die ebenen Flächen der Schmalseiten waren mit Grotteskmalerei auf hellem Grund versehen; die Halbkuppeln trugen eine motivreiche Bemalung auf dunklem Grund (nach Erinnerung von Frau Leonore Sieglin war dieser dunkelgrau). Die Motive des unteren Teils waren Wassertiere, Wassergottheiten und dazwischen zwei lateinische Inschriften. Der Mittelteil zeigte Landtiere und Phantasie-Architekturen, der obere Teil antik gewandete Gestalten in Medaillons. Die rückwärtige Langseite, die in zahlenmäßiger Entsprechung zu den gegenüberliegenden Türen fünf, z.T. mit Wasserbecken ausgestattete Nischen aufweist, trug als Bemalung figürliche Darstellungen, vermutlich Wassernymphen.

Architekt, Dekorationsmaler und Bauherr des MarmorSaals

Architekt der Anlage war Heinrich Henes (1876–1961), Professor an der Stuttgarter Baugewerbeschule, der gleichzeitig auch die Hochbauten für die Bergbahn zum Merkur in Baden-Baden erstellte. Die Ausmalung stammte wie auch die des Teehauses von keinem Geringeren als von dem Münchner, später nach Chicago übersiedelten Julius Mössel (1871–1957), der sich kurz zuvor in Stuttgart durch das Gemälde des Sternbildhimmels im Großen Haus der heutigen Württembergischen Staatstheater einen Namen gemacht hatte. Sein Bauherr war der Großindustrielle und Antikenforscher Ernst von Sieglin, welcher seit 1898 Hausherr der –



8 DER BAUHERR, Dr. Ernst v. Sieglin, Industrieller und Antikenforscher, vor einem ägyptischen Tempel, 1909.

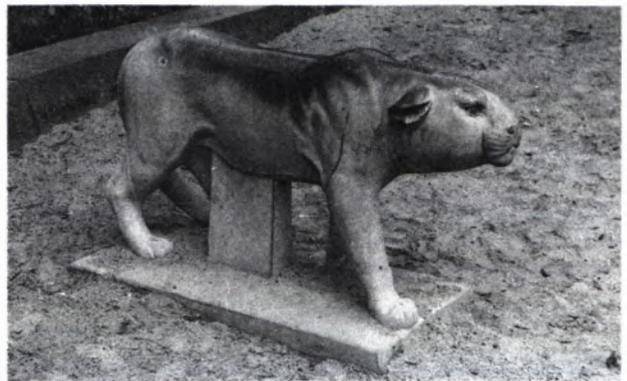
1964 leider abgebrochenen – Villa Weißenburg war, welche – nahe des heute sog. Ernst-Sieglin(!)-Platzes – unterhalb der Gartenbauten stand.

Sieglin, der sein Vermögen mit „Dr. Thompsons Seifenpulver Marke Schwan“ erworben hatte, das in Fabriken in Aachen, Verviers (Belgien), Wittenberg und Düsseldorf (heute Henkel) produziert wurde, widmete einen Großteil von Zeit und Kapital der Antikenforschung bzw. Archäologie. Veranlaßt durch seinen Bruder, einen Professor für antike Geographie, finanzierte Sieglin um die Jahrhundertwende eine Expedition nach Alexandrien, welche das Grab Alexanders des Großen suchen sollte. Anders als Schliemann, der sein Troja fand, gelang den Wissenschaftlern diese Entdeckung (bis heute) nicht, doch machte man damals andere bedeutende Ausgrabungen. Ebenfalls der Förderung Sieglins ist die Freilegung des Äskulap-Heiligtums auf der griechischen Insel Kos zu verdanken.

Seine Privatsammlung alexandrinischer Denkmäler schenkte Sieglin 1906 dem König von Württemberg, der sie der Vorgängerinstitution des heutigen Württembergischen Landesmuseums übergab. Stücke aus der Sammlung sind seit Januar wieder in der neuen Abteilung „Klassische Antike“ des Landesmuseums Stuttgart zu sehen. Die Universität Tübingen verdankt Sieglin ihre bis heute größte archäologische Kostbarkeit, die reich ausgemalte Grabkammer eines ägyptischen Adligen aus dem 3. Jahrtausend vor Christus. Als Anerkennung für seine Schenkungen erhielt Sieglin den Ehrendokortitel und wurde vom König in den personalen Adelsstand erhoben.

Für einen derart engagierten Antikenverehrer wie Sieglin bot der an ein antikes Nymphäum erinnernde Marmorsaal das entsprechende, ästhetisch wie intellektuell reizvolle Ambiente. Hier fanden im Sommer die familiären Festlichkeiten statt. 1926 entstand dann vor dem Hintergrund von Weißenburg-Park und seinen Bauten – dank der Aufgeschlossenheit des schon betagten Sieg-

9 VOR EINEM DER PORTALE DES MARMORSAALS posieren 1926 Mitglieder der Tanzschule Herion. Reproduktion nach einer Aufnahme von Paul Isenfels.



10 DER PANTHER ist eine der vier Plastiken aus dem Marmorsaal. Arbeit des Bildhauers Fritz Behn von 1913, heute im Weißenburg-Park.

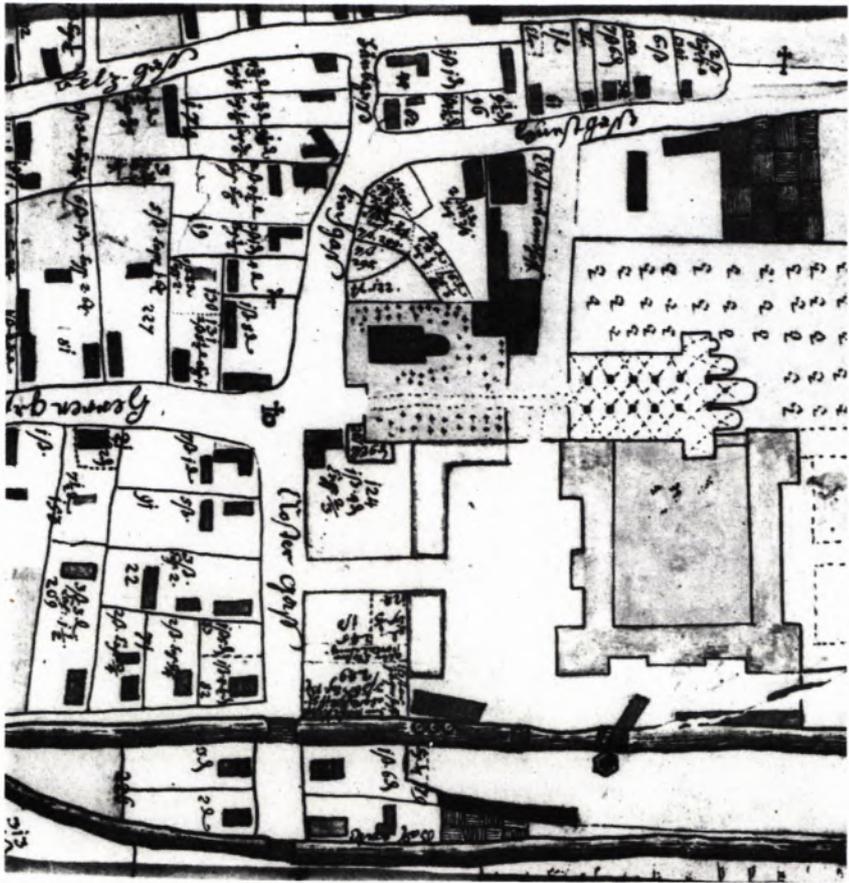
lin – eine Serie von Photos, welche ein Bild vom originalen Zustand der Anlage geben, deren eigentlicher Gegenstand jedoch junge, z.T. mit einfachen fließenden Gewändern bekleidete, z.T. nackte Menschen in expressiven, heute gesucht, ja komisch erscheinenden Posen sind. Aufgenommen wurden die Photos von dem Schriftsteller, Vortragskünstler und Photographen Paul Isenfels, der wie sein Lehrmeister, der Illustrator, Maler und selbsternannte Volkserzieher Fidus, den technischen Fortschritt ablehnte – offensichtlich nicht aber seine Kamera – und das Heil des Menschen in Volkstum, freiem Landleben, Körper- und Freikörperkult glaubte. Die Modelle von Isenfels im Weißenburg-Park waren Schüler von Ida Herion, welche damals in Stuttgart eine Schule für Musik und Körperkultur unterhielt.

Das Schicksal des Saales nach dem 2. Weltkrieg

Nach dem 2. Weltkrieg ging das Anwesen Ernst von Sieglins, der ein Jahr nach der Entstehung der Isenfelschen Aufnahmen verstorben war, in den Besitz der Stadt Stuttgart über. Anlässlich der Bundesgartenschau 1961 wurde das Teehaus originalgetreu renoviert, die Malereien im Marmorsaal jedoch übertüncht, die Kassettendecke mit Platten abgehängt. Doch nicht genug, wegen der defekten Wasserableitung des Tennisplatzes drang und dringt Feuchtigkeit in das Mauerwerk, was den baulichen Zustand, insbesondere die Tragfähigkeit der Decke derart verschlechtert hat, daß der Saal nicht mehr gefahrlos betreten werden kann.

Nachdem vom städtischen Hochbauamt ein Sanierungskonzept mit geschätzten Kosten erarbeitet wurde, liegt es nun beim Gemeinderat der Stadt Stuttgart, Gelder für dringend notwendige Erhaltungsmaßnahmen zu bewilligen. Nach statischer Sicherung und Trockenlegung des Mauerwerks läßt sich dann auch die alte Innendekoration des Raumes renovieren bzw. rekonstruieren, wobei Befunduntersuchungen und alte Photos ausreichend Anhaltspunkte geben. Ein Saal, den einer der gefragtesten Dekorationsmaler des frühen 20. Jahrhunderts ausgemalt hat und der in seinen Formen an die Antikenliebe seines Bauherrn, eines für Stuttgart und Württemberg wichtigen Kunstmäzens erinnert, verdient es wohl, vor dem Verfall gerettet zu werden.

Dr. Judith Breuer
LDA - Referat Inventarisat
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1



1 SCHWARZACH, Umgebung des Klosters. Ausschnitt aus dem Gemarkungsplan GLA H/Schwarzach Nr. 2.

2 SCHWARZACH, Umgebung des Klosters. Ausschnitt aus dem Gemarkungsplan GLA H/Schwarzach Nr. 3.

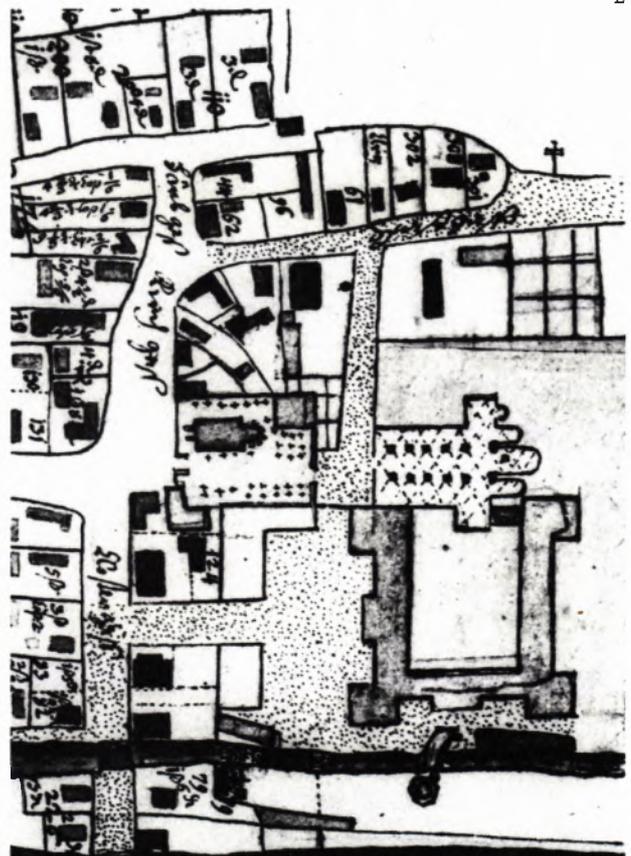
Wiltrud Heber: Zur Geschichte der Michaelskirche und des alten Kirchhofs in Schwarzach, Kreis Rastatt

Im Verlauf der beiden großen Renovierungskampagnen an der ehemaligen Benediktinerabteikirche St. Peter und Paul in Schwarzach zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter der Leitung von Joseph Durm und derjenigen in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts unter der Leitung von Arnold Tschira sah sich die Bauforschung jedesmal mit der Frage nach dem Standort der dörflichen Pfarrkirche St. Michael konfrontiert. Denn der Überlieferung nach sollte die Dorfkirche nur wenige Meter entfernt von der klösterlichen Basilika gestanden haben. Die Frage konnte bisher nicht schlüssig beantwortet werden (Lit. 1).

Karl Reinfried schreibt, daß der Bau 1320 und 1491 urkundlich als Pfarrkirche der Gemeinde Schwarzach erwähnt wird. Die Kirche soll einen gotischen Chor und einen Turm gehabt haben. Sie lag inmitten des Friedhofs. Bildliche Darstellungen sind bisher nicht bekannt geworden. Eine genaue Aufnahme des Kircheninventars aus dem Jahr 1804 liefert allerdings Wissenswertes über die Ausstattung des Gebäudes (Bad. Generallandesarchiv, Karlsruhe – GLA – 229/95822 vom 2. 5. 1804):

„Inventarium über die in der St. Michels Kirche vorhandene Geräthschaften.

- 1) Der alte Altar besteht in einem hölzernen Kasten, mit 3 kleine Statuen der Heiligen, an der Seite sind 2 Flügel auf welche Bildnisse der Heiligen gemalt sind; ist uralt, und stark ruinirt, die Aufschrift der Bilder ist mit Gothischen Buchstaben



2



3 SCHWARZACH, Friedhof. Bau-
skulptur an der Westmauer.

2) ein altes hölzernes Crucifix bild so ober dem hohen Altar hing

3) 3 alte Convivien Tafel und hölzernes Crucifix

4) 4 alte hölzerne Lichtstöcke

Neben Altäre

5) ein kleiner Altar von Nußbaumen Holz mit kleinen hölzernen Statuen, alt

6) Ein altes kleines hölzernes Crucifix und 2 hölzerne Leuchter und 3 Convivien Tafel

7) ein altes großes Bild, die Matrem Dolorosam vorstellend,

8) Ein Crucifix so in der Mitte der Kirche hieng

9) ein alter sammtner Vorhang so beÿ dem hohen Altar war.

10) Unter dem Crucifix gieng eine Eißerne Stange durch die Kirche.

11) 3 alte unbrauchbare Antependien von grober Leinwand



4 SCHWARZACH, Münsterstraße.
Ehemaliges Beinhaus.

- 12) Eine alte Kanzel von Tannen Holz ganz alt und unbrauchbar.
- 13) Die 12 Apostel von Gyps gegossen, so an der Wand hängen.
- 14) 28 Kirchenstühle von Tannen Holz
- 15) Auf der Seite ein eisenes kleines Gatter zum Tabernackel ehemals bestimmt
- 16) 3 Thüren von Tannen Holz mit Ringelschlösser
- 17) eine sogenannte Borkirche, so aber ganz baufällig
- 18) eine alte Eißerne Uhr auf dem Thurm
- 19) 3 Glocken.
- 20) die eißerne Stang, Creuz und der Wetterhan auf der Kirche

Im Sakristey

- 21) 1 Alter unbrauchbarer Kasten
 - 22) 2 alte Stühl
 - 23) In der Kirche sind 8 Fenster mit Gothischen Rahmen von Stein, kleinen Scheiben so aber fast alle zerbrochen sind.
 - 24) Die Altar Tische sind von Stein.
ferner ist in der Kirche ein Epitaphium des Stückhauptmanns Schäfer mit dem Wappen, und einige Grabstein.
 - 25) ein kupferner alter Weyhwasserkessel.
- Verzeichnet Schwarzach den 6^{ten} Juny 1804 Barack.“

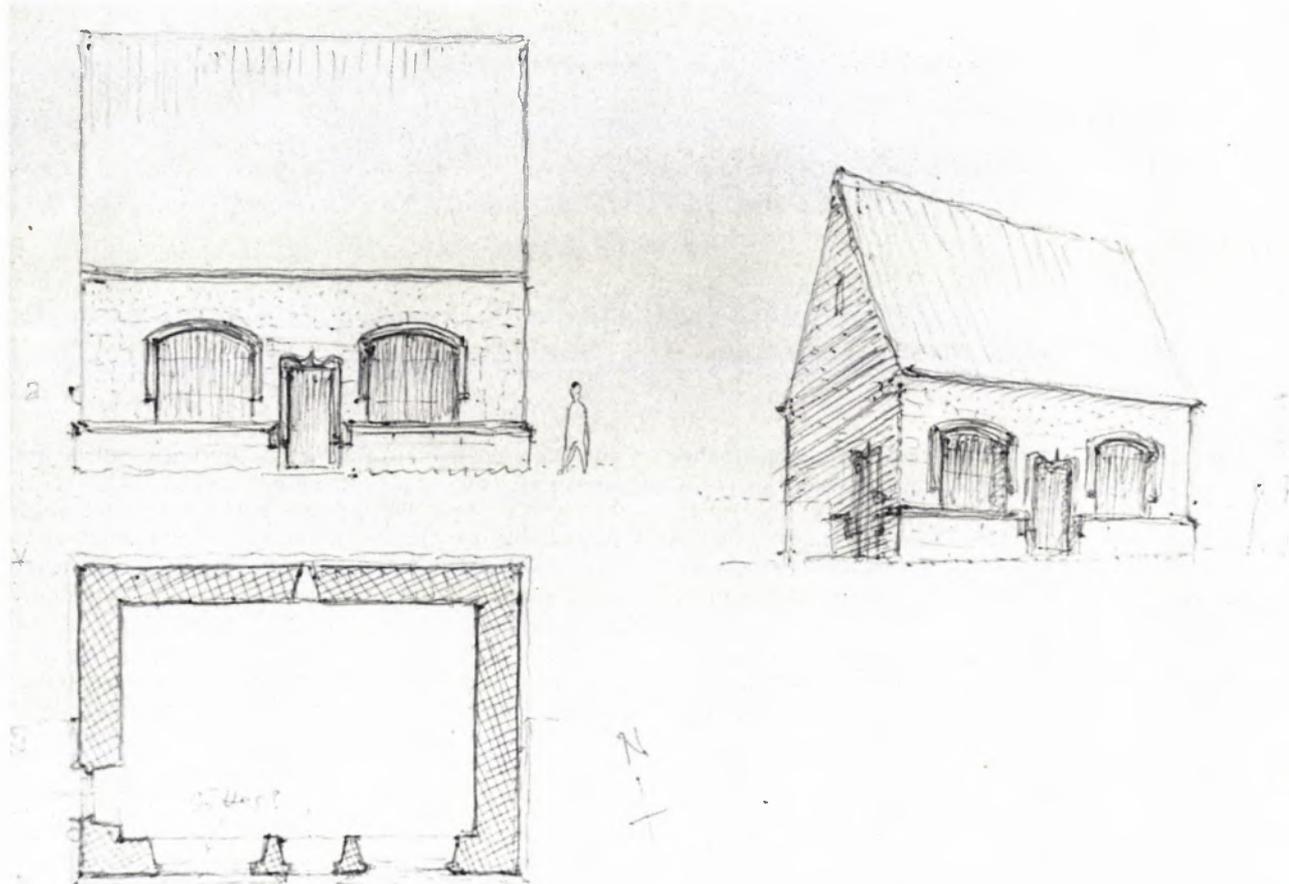
Zwei im Generallandesarchiv in Karlsruhe befindliche Gemarkungspläne der Gemeinde Schwarzach konnten nun das Bild der Kirche weiter vervollständigen und vor allem ihren Standort innerhalb des Ortes klären (GLA H/Schwarzach Nr. 2 und 3; Abb. 1 und 2).

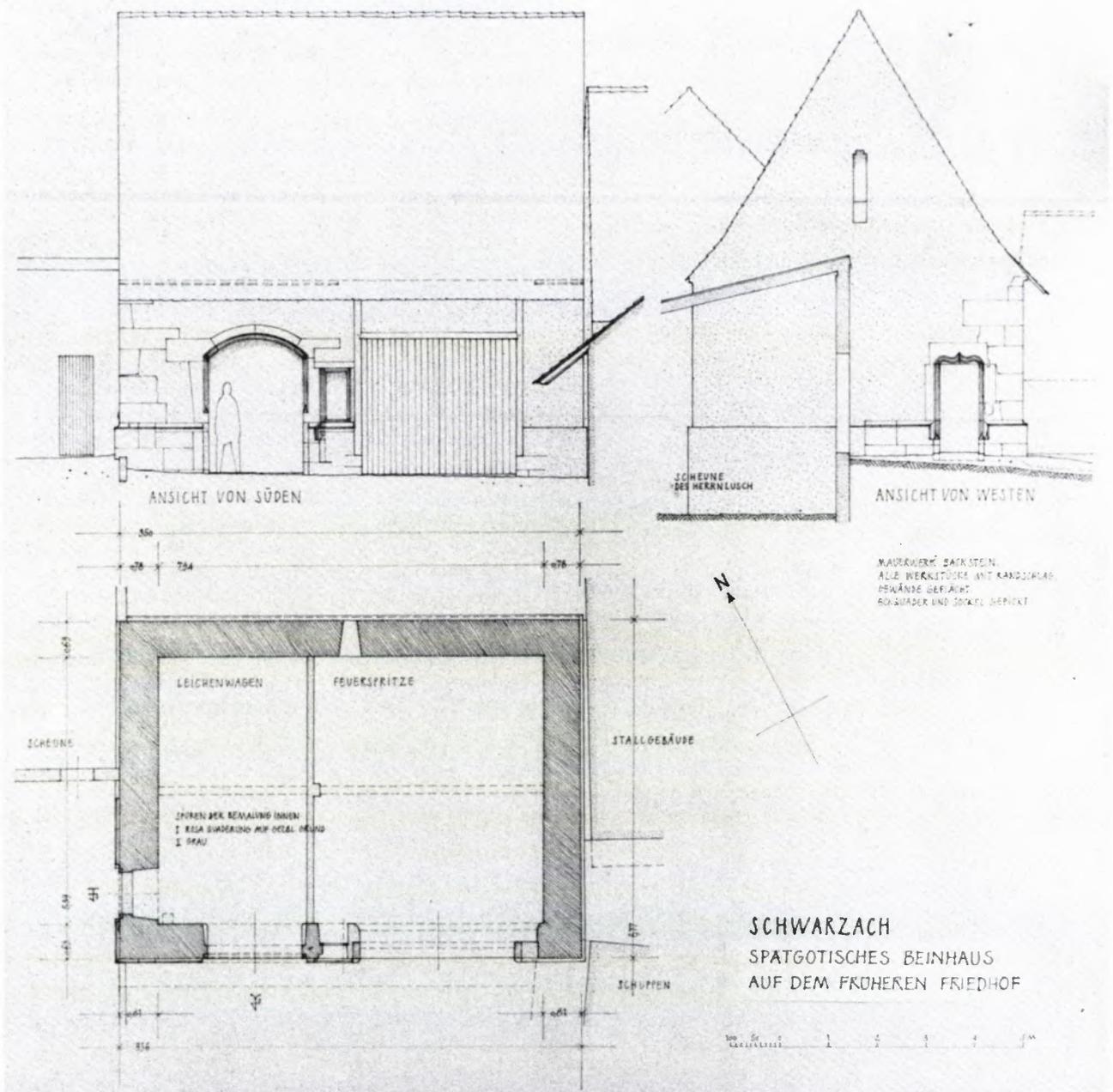
Beide Pläne dürften von derselben Hand gezeichnet sein. Die Datierung ist durch die folgenden Angaben auf einen Zeitraum von rund 15 Jahren einzugrenzen: Auf dem Plan Nr. 2 (Abb. 1) ist auf dem Grundstück westlich der Klostermühle (dem ehemaligen Klosterjägerhof) die Jahreszahl 1751 angegeben. Außerdem zeigen beide Pläne im Bereich westlich des Klosters zwischen Mühlbach im Süden und Friedhof im Norden die alten Ökonomiebauten des Klosters und die ursprünglich westlich davon gelegene Bebauung (Gasthaus zum Engel, Rathaus etc.). Die neuen Wirtschaftsgebäude, die bis an die „Closter Gaß“ – heute Lindenbrunnensstraße – heranreichen, waren seit 1765 im Bau (Lit. 2). Die Pläne sind also zwischen 1751 und 1765 gezeichnet worden.

Der Friedhof mit der Michaelskirche grenzt direkt an die klösterlichen Ökonomieanlagen. Der Weg vom Dorf zur Peters- und Paulsbasilika führt an der Michaelskirche vorbei durch den Friedhof. Dieser hat einen rechteckigen, fast quadratischen Grundriß und ist mit einer Mauer umgeben.

Die Pfarrkirche hat ein längsrechteckiges Langhaus und einen eingezogenen Chor. Auf dem Plan Nr. 2 (Abb. 1) ist der Chor als gestelzter Halbkreis angege-

5 EHEMALIGES BEINHAUS in Schwarzach. Rekonstruktionszeichnung von P. Marzloff.





6 EHEMALIGES BEINHAUS in Schwarzach. Bauaufnahme.

ben; auf dem anderen Plan ist ein mehrfach gebrochener Chorschluß mit Strebepfeilern dargestellt (Abb. 2). Die Kirche ist geostet. Über den Standort des Turms ist aus dem Plan Nr. 2 nichts zu entnehmen. Auf Plan Nr. 3 ist die Westfront der Kirche mit 2 Mauerzungen ausgestattet. Vielleicht handelt es sich um Strebepfeiler, die einen Frontturm stützten.

Beide Pläne zeigen in der Nordostecke des Friedhofs ein Gebäude mit quadratischem bzw. rechteckigem Grundriß, von dem noch zu sprechen sein wird. Der Kirchhof wurde 1794 aufgegeben und außerhalb des Ortes an der Hurststraße ein neuer Begräbnisplatz angelegt. 10 Jahre später – nach der Säkularisation des Klosters – wurde die Michaelskirche ihrer Funktion enthoben und die ehemalige Klosterkirche zur Pfarrkirche geweiht. Man beschloß, die nunmehr nutzlose Dorfkirche zu demolieren, das Inventar zu versteigern

und die Stockmauern der Kirche zu einem Schul- und Gemeindehaus zu verwenden (GLA 229/95821, 229/95822). Die übriggebliebenen Steine sollten zur Einfassung des Gottesackers und zur Erbauung eines „Totenhäuschens“ dienen. Auf dem Gelände des alten Kirchhofs blieb lediglich das Beinhaus (der Bau in der Nordostecke) – vorerst – unangetastet stehen. Es ist anzunehmen, daß die Westmauer des 1794 neu eingerichteten Friedhofs aus Abbruchmaterial der Michaelskirche besteht. Das oben erwähnte „Totenhäuschen“ wurde 1864 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt (Lit. 1, Reinfried, Karl: op. cit. S. 65).

In die Innenseite der Friedhofsmauer sind zwei Sandsteinblöcke eingemauert, die die Überreste einer spätgotischen Zierarchitektur tragen (Abb. 3): Ein mit Krabben besetzter, von Fialen und Wappenhaltern flankierter Kielbogen, der die Reliefdarstellung eines

menschlichen Gesichts rahmt. Aus dem unteren Stein ist eine Konsole herausgearbeitet, die an der Vorderseite mit zwei Wappen verziert ist.

Konsole und Kielbogen gehören zusammen, denn auf der Konsole befinden sich zwei knospenartige Zierstücke, die genau unter die Fußpunkte des Bogens passen. Das maskenartige Gesicht im Bogenfeld ist wahrscheinlich als Christuskopf zu deuten. Die geradlinig verlaufende Vertiefung unterhalb des Kopfes ist der Rest einer Türnische. Eine Deutung der beiden Skulpturteile als oberer und unterer Rahmen eines Wandtabernakels aus der Michaelskirche liegt nahe, obwohl das oben zitierte Inventar von 1804 nur „ein eisernes kleines Gatter zum Tabernackel ehemals bestimmt“ erwähnt. Die stilistische Gestaltung des Kielbogens und seiner Verzierungen läßt eine Datierung in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zu.

Joseph Sauer berichtet in seinem 1905 im Freiburger Diözesan-Archiv erschienenen Aufsatz über die Schwarzacher Abteikirche auch über die Michaelskirche. Er schreibt dort (Lit. 1; Abb. 4):

„Inzwischen konnte ich bei einem Besuche auch die heute noch als Schulscheuer in sehr verfallenen Zustand erhaltene *Michaelskirche* identifizieren, nordwestlich von der Abteikirche. Der hohe, steile Ostgiebel und die starken Umfassungsmauern, von denen die südliche große, vermauerte Hausteinbogen aufweist, lassen den Charakter des Baues erkennen; jeder Zweifel aber wird vor der ebenfalls noch erhaltenen westlichen Eingangstüre behoben. Nur ist sie zur Zeit fast ganz verbaut, so daß es begreiflich ist, daß sie bisher keine Beachtung gefunden hat. Ihr Gewände schließt oben mit einem schön profilierten, fast horizontalen Bogen ab, dessen Formen etwa auf das Ende des fünfzehnten oder Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hinweisen. . . Soweit man sonst noch verfolgen kann, lassen sich keinerlei Besonderheiten am Bau erkennen; irgendeine sonstige architektonische Zierform, oder gar Gliederung in Schiffe oder selbst auch in Schiff und Chor ist an dem kleinen, kapellenartigen Bau heute nicht mehr vorhanden. Vergebens sucht man nach einer Spur ‚des sehr hübschen, gotischen Chors‘, der drei Altäre und des Turms, die noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erwähnt werden. . .“ (Lit. 1, Sauer, J., FDA 1905, S. 343).

Trotz der Schwierigkeit, die Charakteristika eines Kirchengebäudes (Chor, Turm, Einteilung in Schiffe etc.) nachweisen zu können, kommt Sauer zu der Feststellung, die verfallene Schulscheuer sei die ehemalige Michaelskirche.

Die ursprüngliche Bedeutung des kleinen Gebäudes ist mit der Profanierung des Kirchhofs offenbar in Vergessenheit geraten. Die Auffindung der beiden Gemäuerungspläne im Karlsruher Generallandesarchiv konnte dazu nun endgültig Klarheit bringen.

Der erste, der die Vermutung geäußert hatte, daß es sich bei der Schulscheuer um das ehemalige Beinhaus handle, war P. Marzolff, einer der Mitarbeiter Tschiras. Er fertigte 1964 eine Rekonstruktionszeichnung des Baus an, in der er die rechte Stichbogenöffnung und eine Mitteltür an der Südseite ergänzte (Abb. 5). Heute befindet sich hier nämlich eine große Toreinfahrt für die Feuerspritze, Leichenwagen und andere Gefährte (Abb. 6). Marzolffs Vermutung wird durch den Bericht Joseph Sauer bestätigt, der von „vermauerte(n) Hausteinbogen“ – also mehreren Bogen – sprach. Der rechte Bogen wurde demnach erst im Laufe des 20. Jahrhunderts zerstört.

Die Gemeinde Schwarzach hatte beabsichtigt, das alte verfallene und unansehnlich gewordene Gebäude im Rahmen von Dorfsanierungsmaßnahmen abzureißen. Dem Landesdenkmalamt gelang es, gestützt auf die hier zusammengetragenen Fakten, den Abbruch zu verhindern und somit eines der letzten Beispiele dieses Bautyps am Oberrhein zu erhalten. Der Renovierung und Rekonstruktion wurde so der Weg geebnet.

Literatur:

- 1) Reinfried, Karl: Zur Geschichte der ehemaligen Abtei Schwarzach am Rhein. Zweiter Theil: Die ehemaligen Schwarzachischen Pfarreien und Ortschaften etc. In: Freiburger Diözesan-Archiv (FDA) Bd. XX 1892, S. 64/65.
- Sauer, Joseph: Die Abteikirche in Schwarzach, Teil 1. In: FDA N.F. Bd. V., 1904, S. 369.
- Derselbe: Die Abteikirche in Schwarzach. 2. Teil. Innenausstattung. In: FDA N.F. Bd. VI 1905, S. 343.
- Derselbe: Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden. Freiburg 1933, S. 452/453.
- 2) Die ehemalige Benediktiner Abtei Schwarzach. Gedenkschrift für Arnold Tschira. Bühler Blaue Hefte Bd. 20, 1969, S. 61. Eine zweite erweiterte Auflage erschien 1977.

Dr. Wiltrud Heber
LDA · Referat Inventarisierung
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe

Hartmann Reim:

Ein keltisches Gräberfeld bei Rottenburg a. N., Kreis Tübingen



1 ROTTENBURG, menschengestaltige Stele aus Sandstein, H. 1,23 m. Die gedrungen wirkende Figur gehört zu den ältesten Grabstelen im Bereich der süddeutschen Hallstattkultur.

Der Name Rottenburg hat in der Archäologie des Landes und darüber hinaus einen guten Klang. Dies rührt in erster Linie von dem römischen Sumelocenna her, einer ummauerten, stadtartigen Siedlung, die einstmals zu den bedeutendsten Plätzen der römischen Provinz Obergermanien gehört hat und deren Reste unter dem heutigen Stadtzentrum von Rottenburg liegen. Wichtige Einblicke in die Geschichte und Struktur einer mittelalterlichen Siedlung haben die Grabungen des Landesdenkmalamtes in der Wüstung Sülchen ergeben, einer vormals großflächigen Siedlung, die im Zusammenhang mit der Gründung von Rottenburg durch die Grafen von Hohenberg im 13. Jahrhundert aufgegeben wurde.

Ein für die eisenzeitliche Kultur- und Siedlungsgeschichte bedeutsamer Fundplatz kam 1984 bei Erschließungsmaßnahmen im Baugebiet „Lindele-Ost“ vor den Toren von Rottenburg zutage. Das Gelände liegt etwa 1 km nordöstlich des Stadtzentrums, an der nach Wurmlingen führenden Straße, wenig südwestlich der Sülchenkirche, der heutigen Friedhofskirche von Rottenburg. Im Nordostteil des Baugeländes mußte mit mittelalterlichen Siedlungsbefunden gerechnet werden, ältere, römische oder vorgeschichtliche Hinterlassenschaften waren nicht bekannt. Die Überwachung der Kanalisationsarbeiten durch den ehrenamtlichen Beauftragten der Archäologischen Denkmalpflege, W. Stefiuk, führte Anfang April zur Entdeckung eines keltischen Gräberfeldes im südwestlichen Teil des Baugebietes. Am 9. April 1984 wurde mit einer archäologischen Ausgrabung begonnen, die bis Ende Oktober andauerte. 1985 wurde von Mitte April bis Anfang Dezember gegraben, eine dritte, siebenmonatige Grabungskampagne erfolgte 1986. 1985 und 1986 wurde das Grabungsprojekt vom Arbeitsamt Reutlingen im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme gefördert.

Um den Gang der Erschließungsmaßnahmen nicht zu beeinträchtigen, wurde zuerst der Straßenbereich untersucht, daran anschließend begannen die Arbeiten in den Baugrundstücken. Dies bedeutete, daß eine systematisch angelegte Flächengrabung nicht durchzuführen war, doch mußte dieser Weg gewählt werden, um Verzögerungen bei der Bebauung nach Möglichkeit zu vermeiden. Oberirdisch war von den Gräbern beziehungsweise den über den Bestattungen aufgeschütteten Hügeln nichts mehr zu sehen. Da die Nekropole an einem sanft in die Neckartalaue abfallenden Hang liegt, wurden die Hügel im Laufe der Jahrhunderte durch erodierte, lehmige Erdschichten überdeckt und gleichsam versiegelt. Dadurch waren die Hügel geschützt, konn-

2 VIER GRABHÜGEL mit Steinkreisen am südwestlichen Rand des Friedhofes. Beim mittleren Hügel ist das zentrale Brandgrab bereits entnommen. Die geschotterten Flächen sind schon ausgegraben.



3 GRABUNGSFLÄCHE im Frühsommer 1986. Im Vordergrund die mächtige Steinsetzung eines Hügels, links davon sind Brandgrubengräber aufgedeckt, deren Steineinfassungen bereits zu erkennen sind.





4 GRABHÜGEL mit Steineinfassung. Im Zentrum die Grabkammer mit den zusammengedrückten Gefäßbeigaben.



5 BRANDGRAB mit reicher Keramikausstattung im Zentrum von Hügel 25. Die hellen Punkte in Bildmitte stammen vom Leichenbrand, im Vordergrund links sind die Reste des Verbrennungsplatzes zu erkennen.

ten durch die spätere landwirtschaftliche Nutzung nicht in Mitleidenschaft gezogen werden und blieben auch von unsachgemäßen Ausgrabungen verschont.

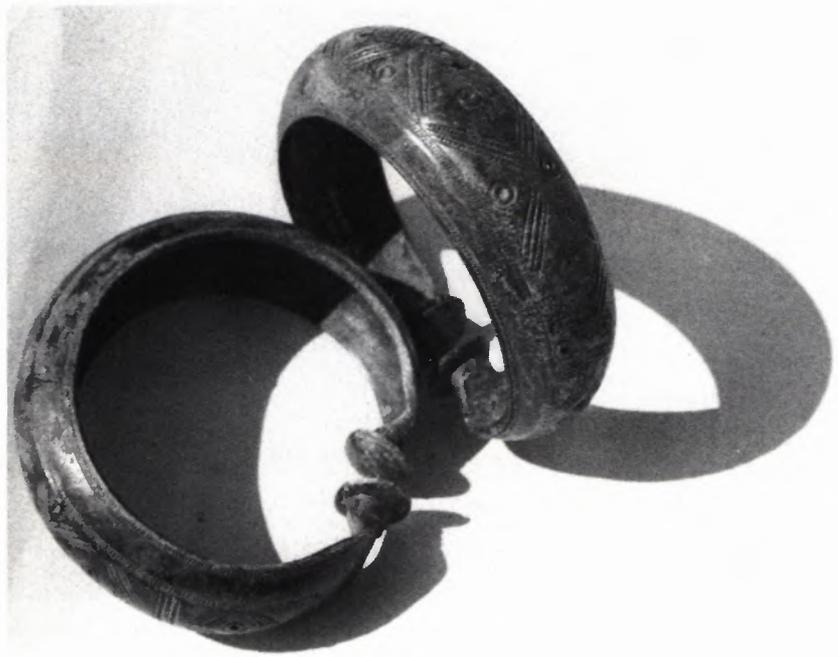
Insgesamt konnten bislang 41 Grabhügel ganz oder teilweise ausgegraben und erforscht werden. Bei der Mehrzahl der vollständig aufgedeckten Hügel wurde im Zentrum eine Brandbestattung der älteren Hallstattkultur (8./7. Jh. v. Chr.) angetroffen. Die Toten waren dem Bestattungsbrauch der frühkeltischen Hallstattzeit gemäß entweder am Ort des zu errichtenden Grabhügels oder auf separaten Scheiterhaufenplätzen eingäschert worden. Meist waren die Holzreste des niedergebrannten Scheiterhaufens zusammen mit den verbrannten menschlichen Knochen, dem Leichenbrand, auf dem Boden einer hölzernen Grabkammer oder eines Holzsarges ausgestreut worden, die Beigaben wurden auf diese Schüttung gestellt. Häufig wurde die Grabkammer mit Steinen überdeckt. Im Bereich der Verbrennungsplätze finden sich nahezu regelmäßig Scherben von Gebrauchskeramik, die teilweise verbrannt sind. Diese Scherben dürften zu Gefäßen gehören, die im

Zusammenhang mit den Bestattungszeremonien stehen und wohl bewußt zerschlagen worden sind. Vielleicht handelt es sich hierbei um die Überreste eines Totenmahls, die mit anderen Scheiterhaufenrückständen zusammen in die Grabkammern gelangten.

Zur Beigabenausstattung der älterhallstattzeitlichen Gräber gehören in der Regel mehrere Gefäße, Eß- und Trinkgeschirr, teils regelrechte Service: Schalen, Schüsseln, Teller, Becher und größere Kegelhalbsgefäße. Teilweise waren die Gefäße unverziert, häufig jedoch im streng geometrischen sogenannten Alb-Hegau-Stil mit Ritz- und Stempelornamenten versehen und farbig bemalt. Metallbeigaben sind selten, erwähnt seien Toilettebestecke aus Bronze mit Nagelschneider und Pinzette, gegossene Armringe und Nadeln aus Bronze und Eisen. Tierknochen weisen auf Speisebeigaben hin. Überraschend war der Nachweis von Froschknochen, wie aus einer osteologischen Bestimmung von Dr. M. Kokabi, Tübingen, hervorgeht.

Bei einigen der älterhallstattzeitlichen Hügel handelt es

6 ZWEI ARMREIFE aus Bronze mit eingravierten Ritzlinien und konzentrischen Kreisen. Exemplare dieser Ringform finden sich vereinzelt bis in die Westschweiz; ihr nördlichster Fundpunkt ist Impfingen, Stadt Tauberbischofsheim.



7 SCHALEN mit reicher Ritz- und Stempelverzierung und Rotbemalung sowie mit Graphitierung, charakteristische Schmuckelemente des „Alb-Hegau-Stiles“ in der älteren Eisenzeit.



sich um reine Erdhügel, die Mehrzahl wurde von einem Steinkreis beziehungsweise einer zum Teil mehrlagigen Steinmauer umzogen. Ein Hügel wies eine rechteckige Steineinfassung auf. Verschiedene Gesteinsarten wurden verwendet, unter anderem Stubensandsteine, Muschelkalke und verbackene Neckarschotter. Die Durchmesser der einperiodigen Hügel schwanken zwischen drei und fünf Metern, die einstige Höhe dürfte einen Meter bis maximal 1,5 Meter betragen haben. Die Hügel liegen dicht beieinander, den Grabhügeln von Dittigheim, Impfingen und Werbach bei Tauberbischofsheim vergleichbar, wenngleich sie nicht wabenförmig aneinandergesetzt sind wie dort.

Ein Fund aus einem älterhallstattzeitlichen Brandgrab soll besonders hervorgehoben werden. Im Zentrum eines kleinen Hügels, der von einem Steinkreis mit einem Durchmesser von etwa 3,5 m umzogen war, fand sich eine menschengestaltige Stele aus Sandstein. Sie lag auf einer von drei verkohlten Balken eingegrenzten Holzkohle- und Aschenschüttung, in der sich auch vereinzelt Leichenbrandreste fanden. Die 1,23 m hohe, in zwei

Teile zerbrochene Figur zeigt den Oberkörper eines nackten Mannes mit stark stilisierten Gesichtszügen. Linienförmig eingemeißelt und überglättet sind Augenbrauen und Nase sowie Mund und Kinnpartie. Die plump und gedrunge wirkende Figur ist stilistisch mit dem Fragment einer pfeilerartigen Stele aus einem Grabhügel bei Tübingen-Kilchberg und der Stele von Gomaringen-Stockach zu vergleichen. Sie stand nicht auf der Spitze des Hügels, in dem sie gefunden wurde, sondern diente, in sekundärer Verwendung, als Abdeckung einer Grabgrube, in die ein unverziertes Gefäß mit Kragenrand gestellt war. Die Rottenburger Stele gehört zu den ältesten ihrer Art im süddeutschen Hallstattraum.

In zehn Grabhügeln konnten neben einem älterhallstattzeitlichen Brandgrab im Zentrum später eingetiefte Nachbestattungen beobachtet werden. Es handelt sich dabei stets um Körperbestattungen, die in die jüngere Hallstattzeit und frühe Latènezeit (5./4. Jh. v. Chr.) zu datieren sind. Als Beispiel sollen die Befunde in Hügel 32 angeführt werden. Im Zentrum des Hügels lag als



8 BLICK auf die Steinkreise von zwei kleineren Grabhügeln. Im unteren Hügel ist der Verbrennungsplatz mit groben Scherben sichtbar. Die Grabgrube ist mit einer Steinplatte abgedeckt. Im Zentrum des oberen Hügel liegt die menschengestaltige Stele (vgl. Abb. 1).



9 DIE STELE liegt im Zentrum des Hügel auf einer Holzkohlenschüttung, die von drei verkohlten Holzbalken eingegrenzt wird.



10 NACHBESTATTUNG der Frühlatènezeit (5. Jh.) in Hügel 32.

Primärbestattung ein älterhallstattzeitliches Brandgrab (8./7. Jh. v. Chr.), das von einer jüngeren Körperbestattung, die von Steinblöcken überdeckt war, nahezu vollständig zerstört wurde. Die Körperbestattung erwies sich als Grab einer etwa 20–25jährigen Frau mit reicher Schmuckausstattung aus Bronze: ein Dutzend bandförmige Ohrringe, ein Halsreif mit feiner graviertes Verzierungen, zwei Bogenfibeln, zwei ritzverzierte Tonnenarmbänder und ein tremolierstichverziertes Gürtelblech. Das Grab gehört zeitlich in die jüngere Hallstattzeit, das heißt in das 6. vorchristliche Jahrhundert. Unter dem Gürtelblech hatten sich, wie die anthropologische Bestimmung durch Dr. J. Wahl, Tübingen, ergab, die Knochenreste eines ungeborenen, 6–7 Monate alten Kindes erhalten.

In die Steinpackung war eine weitere Körperbestattung eingetieft worden, die mit einem kleinen Bronzering, einem Gagatring sowie einer Eisenfibel ausgestattet war und zeitlich in die frühe Latènezeit (4. Jh. v. Chr.) gehört. Am Ostrand des Grabhügels, der einen Durchmesser von zehn Metern aufweist, wurde eine frühlatènezeitliche Hockerbestattung mit Fibelschmuck aus Bronze und Eisen sowie Arm- und Fußringen aus Bronze gefunden, darunter zwei Knotenringe aus Bronzeblech.

Die mehrperiodigen Hügel sind größer als die einperiodigen, ihre Durchmesser schwanken zwischen 8,5 m und 13 m. Sie dürften während der jüngeren Hallstattzeit (6./5. Jh. v. Chr.) aufgehöhnt worden sein. Die beiden größten Hügel sind von einem Kreisgraben umzogen und haben einen Durchmesser von 14 m beziehungsweise 18 m. Die Steinkreise scheinen aufwendiger gebaut als bei den älteren Hügelanlagen. Ein Hügel ist von einem doppelten Steinkreis umzogen.

Unter und zwischen den Hügeln konnten bisher über 60 kleine Brandgräber beziehungsweise Brandgruben aufgedeckt werden. Es handelt sich dabei um unterschiedlich angelegte und ausgestattete Gräber. Bei einer ganzen Reihe gehört lediglich ein Gefäß zur Beigabenausstattung, ab und zu finden sich lediglich Scherben zerschlagener Gefäße. Nicht selten sind Gräber mit zwei bis sechs Gefäßen, die zum Teil im Alb-Hegau-Stil ritz- und stempelverziert sind. Die kleinen Gruben waren meist mit Steinen eingefaßt oder überdeckt. Metallbeigaben sind selten, zu erwähnen sind massiv gegossene Armringe aus Bronze, Rasiermesser aus Eisen und Bronze wie auch Nadeln mit Schälchenkopf oder sogenannte Schwanenhalsnadeln. In vier der Gräber lagen über oder unter dem Leichenbrand die Skelette neugeborener oder ungeborener Kinder. Für

die nähere Beurteilung dieser Befunde kommt der anthropologischen Bearbeitung der Leichenbrände und unverbrannten Knochen eine große Bedeutung zu. Da die meisten Funde aus den Brandgrubengräbern noch nicht restauriert sind, ist die Klassifizierung und zeitliche Differenzierung derzeit noch nicht möglich. Bereits bearbeitete Funde weisen darauf hin, daß sich die Gräber auf die ältere und jüngere Hallstattzeit verteilen.

Die jüngsten keltischen Gräber der Nekropole gehören in die mittlere Latènezeit (3./2. Jh. v. Chr.). Es handelt sich um zwei Brandgräber mit einer Eisenfibel beziehungsweise Fragmenten eines mehrgliedrigen Gürtels aus Bronze. Drei Brandgräber mit Keramikbeigaben und den Resten zerschmolzener Glasgefäße sind römisch und datieren in das 2. nachchristliche Jahrhundert.

Im Baugebiet „Lindele“ wurden bislang nur vereinzelte hallstattzeitliche Siedlungsreste angetroffen, so daß derzeit noch nicht klar ist, wo die zum Gräberfeld gehörende Siedlung lag. Sie kann in nicht allzu großer Entfernung von der Nekropole vermutet werden und dürfte als kleine, weilerartige Ansiedlung aus mehreren Häusern beziehungsweise Gehöftgruppen bestanden haben.

Die Ausgrabung des Hügelfeldes wird 1987 fortgeführt werden. Ziel ist es, die gesamte Grabhügelgruppe, die schätzungsweise zwischen 50 und 70 Hügeln mit etwa 90 Bestattungen und um 100 Brandgrubengräber umfaßt haben dürfte und zu den größten und besterhaltensten Nekropolen unseres Landes zu zählen ist, vollständig aufzudecken und zu erforschen.

Bei der wissenschaftlichen Auswertung kommt der Zusammenarbeit der Archäologie mit naturwissenschaftlichen Disziplinen, vor allem der Anthropologie und Osteologie eine besondere Bedeutung zu. Zu den Erkenntnissen über hallstattzeitliche Bestattungssitten, deren Vielfalt bereits jetzt überrascht, oder zu chronologischen Fragen wird die anthropologische Aufarbeitung des Knochenmaterials in Verbindung mit der archäologischen Analyse der Beigaben, Rückschlüsse auf die Zahl der Bewohner der hallstattzeitlichen Siedlung ermöglichen und damit zur Bevölkerungsstruktur und Besiedlungsgeschichte des oberen Neckarlandes während der älteren und jüngeren Eisenzeit.

*Dr. Hartmann Reim
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Schloß/Fünfeckturm
7400 Tübingen 1*

Ungenutzt gleich abgebrochen?

Wie oft wurden schon leerstehende Kirchen, funktionslose Zehntscheunen, Keltern, Stadttürme, Mühlen abgebrochen im raschen Kreislauf der sogenannten Wegwerfgesellschaft? Daß es auch anders geht, daß sich die Öffentlichkeit Geschichte leisten kann, ohne gleich nach dem materiellen Nutzen der Objekte zu fragen, zeigen die beiden folgenden Beispiele. Warum und auf welche Weise sich hier Geschichtsbewußtsein ideenreich durchgesetzt hat, sollen die Beteiligten schildern. Wir können aus den dargestellten Initiativen lernen, daß selbst nur mit geringer Nutzung diese beiden Kulturdenkmale der Gesellschaft auch künftig von ideellem Nutzen sein werden.

Leopold Neff/Hans Mikusch: St. Vitus, ein Schmuckstück für Fischbach, Stadt Friedrichshafen

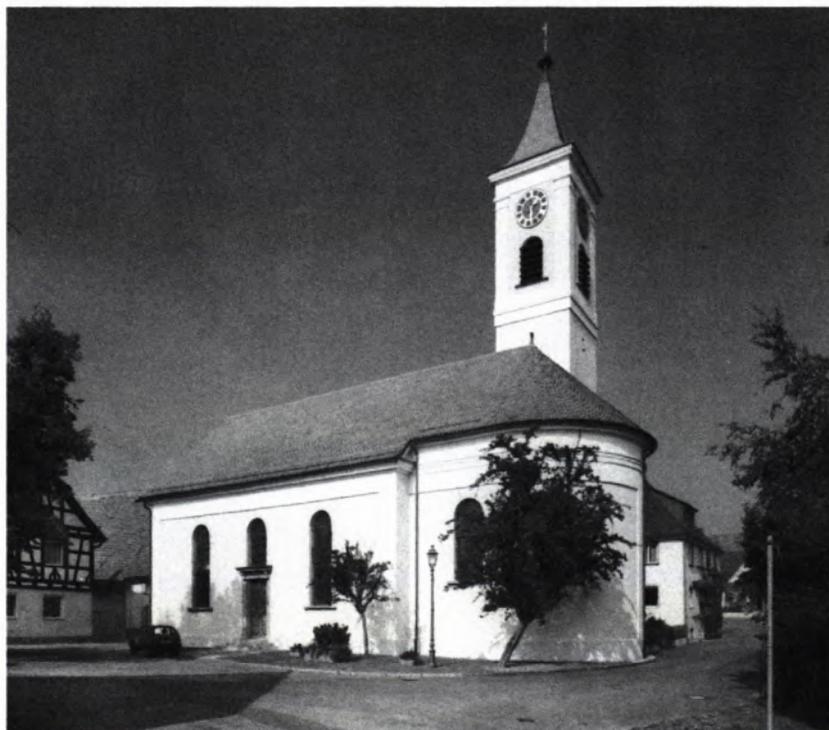
Ein Blick in die Vergangenheit der Kirche

Die alte Pfarrkirche von Fischbach – „St. Vitus“, erhielt am 21. Juni 1837 durch Bischof Joh. Baptist Keller von Rottenburg ihre kirchliche Weihe. Zuvor stand an gleicher Stelle eine St.-Vitus-Kapelle aus dem Jahre 1480. Reste dieser Kirche sind noch im Untergeschoß des Turmes und in der Wand beim Marienaltar erhalten. Das alte, baufällige Kirchlein war im Jahre 1834 abgebrochen und die heutige Kirche im gleichen Jahr bis zum Kirchweihfest erstellt worden, zunächst dem hl. Kreuz geweiht.

Den Entwurf für den Bau der Kirche lieferte Bezirksbaumeister Böhler. Die Seitenaltäre sind 1866 von Reihing, Tettngang, geschaffen worden, der Hochaltar 1897 mit den Figuren von 1866. Ursprünglich diente ein größeres Tafelbild von 1658 aus der Kapuzinerkirche zu

Markdorf als Hochaltar. Es hatte nach der Fertigung des heutigen Hochaltars einen Platz über dem Eingang zur Sakristei im Chorraum der Kirche gefunden, ist jedoch im Augenblick noch nicht renoviert und hängt in der Taufkapelle von St. Magnus. Die „Marter des hl. Veit“ am rechten Seitenaltar stammt von A. Brugger aus dem Jahre 1804, der Taufstein von 1897. 1909 wurde die Kirche von Schiller und Ostermeier ausgemalt und hatte von dort ab keine Renovation mehr erfahren.

Von den Kunstgegenständen der Kirche sind zu erwähnen: Eine schöne Muttergottes an der südlichen Langhauswand, Ende des 18. Jahrhunderts; ein Wandkruzifix an der nördlichen Langhauswand, um 1760. Die Pietà ist eine Kopie nach einem Vorbild in St. Jakob, Nürnberg. An Bildtafeln sind in der Kirche zu finden: „Die Verlobung der hl. Katharina von Siena“, frühes



1 ALTE PFARRKIRCHE ST. VITUS in Fischbach nach der Renovierung, die 1978 begonnen und 1986 abgeschlossen wurde.

2 ST. VITUS, Blick auf den Chor mit Hochaltar im renovierten Kirchenraum.



3 ST. VITUS, Blick nach Nordosten auf Seitenaltar und Kanzel.



18. Jahrhundert und der „Hl. Sebastian“, spätes 18. Jahrhundert. Kreuzweg und sonstige Figuren sind noch nicht renoviert. Ihre volle Wiederverwendung wird abhängen von den vorhandenen Wandflächen. Sie waren vor der Renovation überladen, weil im Laufe der Zeit immer mehr Figuren dazugekommen waren.

Das Jahr 1956 brachte für St. Vitus eine einschneidende Veränderung. Die wachsende Kirchengemeinde am Ort machte einen Kirchenneubau erforderlich. Am 18. November 1956 wurde St. Magnus geweiht und zur neuen Pfarrkirche von Fischbach bestimmt. Um die Baukosten aufzufangen, wurde das Pfarrhaus bei St. Vitus ver-



4 HOCHALTAR von 1897 in der alten Pfarrkirche St. Vitus.



5 RECHTER SEITENALTAR mit dem Gemälde von Andreas Brugger.

kauf. Das gottesdienstliche Leben der Pfarrgemeinde verlagerte sich zur neuen Kirche hin, wo auch nebenan das Gemeindehaus mit Kindergarten erstellt wurde.

St. Vitus verlor nicht nur an örtlicher Bedeutung, sondern auch an baulicher Pflege. Das Dach war undicht geworden. Die Spuren der Zeit waren an Figuren wie am Innenraum deutlich zu erkennen. Seelsorglich war die Kirche nicht mehr notwendig, weshalb sie ohne regelmäßige Nutzung ein Gnadendasein verbrachte. Um sich Renovationskosten zu ersparen, war die Kirche sogar zum Abbruch freigegeben worden.

Ein Blick auf den Verlauf der Renovation

Eine kleine Gruppe von Fischbacher Bürgern hatte zunächst im Jahre 1975 Spenden gesammelt, um eine weitere Glocke anzuschaffen. Nur die kleinste Glocke von dreien war der Kirche nach dem zweiten Weltkrieg geblieben. Dieser Funke der Wertschätzung von St. Vitus konnte umgelenkt werden zu einer Gesamtrenovation der Kirche. Im November 1976 wurde die Erhaltung der Kirche vom Stadtplanungsamt Friedrichshafen befürwortet. Im März 1977 hieß es in einem Schreiben des Bisch. Ordinariates: „Nach dem neuen Denkmalschutzgesetz wird die Kirche sicher nicht mehr zum Abbruch freigegeben. Die Kirche ist in ihrer Grundsubstanz gesund und im Sinne des Denkmalschutzgesetzes ein Kulturdenkmal. Für die Fischbacher selbst aber hat sie eine

geschichtliche Bedeutung. Sie steht im Mittelpunkt des alten Ortskernes von Fischbach. Sie ist daher schon durch ihre Lage von geschichtlicher und religiöser Bedeutung für die Kirchengemeinde.“

Die Stadt Friedrichshafen signalisierte bereits im Dezember 1976 ihre Bereitschaft, die Renovation von St. Vitus aus Stiftungsmitteln zu unterstützen. Sie hatte zunächst 100 000 DM für die Außenrenovation zugesagt. Bei der Innenrenovation ist sie wieder anteilig wie das Denkmalamt an den Kosten beteiligt. Das Landesdenkmalamt hat dankenswerterweise die Außen- wie Innenrenovation mit einem Drittel mitgetragen. Beiden Instanzen der öffentlichen Hand sind wir zu Dank verpflichtet. Dank gebührt aber auch in reichem Maße der Fischbacher Bevölkerung, die sich die Erhaltung von St. Vitus zur eigenen Aufgabe gemacht hat. Durch Spenden, Sammlungen, Feste und Eigeninitiativen von Gruppen der Kirchengemeinde und des Ortes sind für die Renovation von St. Vitus bisher ca. 250 000 DM eingegangen. Die Gesamtkosten der Renovation dürften am Ende bei ca. 600 000 DM liegen.

Im Jahr 1978 wurde mit der Außenrenovation begonnen. Die Innenrenovation konnte im Frühsommer 1985 in Angriff genommen werden. Die Raumschale mußte neu gestrichen, mancherlei Schäden im Putz behoben werden. Altäre, Bilder und Figuren wurden gereinigt. Alle elektrischen Anlagen sind erneuert worden. Der

Fußboden unter den Bänken wurde mit freiwilligen Helfern ausgehoben und neu betoniert. Die Orgelepore wurde auf den ursprünglichen Zustand zurückgenommen. Alle malerischen Elemente haben den früheren Zustand erhalten. Das gesamte Kirchengestühl mußte erneuert werden. Die Sakristei wurde in die Erneuerung einbezogen.

Ein Blick in die Zukunft der Kirche

Die Kirche erstrahlt nun dank der Anstrengung und dem Zusammenwirken von Fischbacher Bürgern und den zuständigen Behörden in ihrem ursprünglichen Glanz. In eindrucksvoller Geschlossenheit konnte ein Kirchenraum, gestaltet nach dem künstlerischen Empfinden des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der nachfolgenden Generation erhalten werden. Das Gotteshaus wird in dieser Gestalt sicher viele Freunde in der Bevölkerung finden und eine Brücke bilden zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Die Kirche soll aber nicht wie ein Museumsstück gehü-

tet werden. Sie soll in der Bevölkerung lebendig verankert werden. Dies geschieht am ehesten dadurch, daß sie wieder dem Zweck zugeführt wird, für den sie erbaut wurde: Für den Gottesdienst der Gemeinde. Nach dem Willen des Kirchengemeinderates soll sie zwar die „alte Pfarrkirche von Fischbach“ bleiben: Es werden in ihr keine Sonntagsgottesdienste stattfinden. Einmal in der Woche soll jedoch ein Werktagsgottesdienst darin abgehalten werden. Für Trauungen steht sie jedermann offen. Trauergottesdienste können darin für solche Gemeindeglieder abgehalten werden, die in ihrem früheren Leben in der Kirche ein- und ausgegangen sind. Was der Kirche für eine würdige Feier der Gottesdienste im Augenblick noch schmerzhaft fehlt, ist ein passendes Musikinstrument, eine Orgel.

*Leopold Neff (2. Vorsitzender des Kirchengemeinderates),
Pfarrer Hans Mikusch
Kath. Pfarramt St. Magnus
Heiligenbergstraße 1
7990 Friedrichshafen 1*

Peter Hillenbrand: Die Renovierung der Adamssäge, eines technischen Kulturdenkmals des 17./19. Jahrhunderts

Zwischen den zum Wochenendhaus umfunktionierten Mühlen (an deren Flanke sich leer ein Wasserrad dreht) und den nur noch als museales Demonstrationsobjekt laufenden Sägen gibt es offenbar noch Möglichkeiten, ein technisches Kulturdenkmal weder allein aus denkmalpflegerischen Gründen, noch allein unter dem Gesichtspunkt wirtschaftlicher Nutzung, sondern in einem sinnvollen Kompromiß zwischen beidem der Nachwelt zu erhalten. Von einem bemerkenswerten Objekt berichtet ein Mitarbeiter des staatlichen Hochbauamtes Freiburg I, das in Zusammenarbeit mit dem staatlichen Forstamt Kirchzarten eine Mühle erhalten und restauriert hat.

Die beschriebene Säge liegt im Zastlertal – landläufig kurz Zastler genannt – bei Kirchzarten-Oberried, ca. 20 km vom Freiburger Stadtkern entfernt. Der Schwarzwaldort Zastler unterscheidet sich von anderen Gemeinden in einem wesentlichen Punkt: er ist eine Holzhauerkolonie, dessen Bewohner nahezu ausschließlich aus Pächtern bestehen. Ursprünglich eine bäuerliche Gemeinde, erfuhr diese Niederlassung im 19. Jahrhundert eine soziale Umschichtung, als Staat und Standes-

herrschaft zahlreiche Bauerngüter erworben und aufgeforstet hatten. So ist heute noch der überwiegende Teil historischer Bausubstanz mit Grund und Boden in staatlichem Besitz. Hiervon charakterisieren das Siedlungsbild neun ehemalige Bauernhöfe auf einer Höhe von ca. 400 bis 700 m. Diese Höfe tragen die Namen ihrer Erbauer aus dem 17. bis 19. Jahrhundert. Das älteste datierbare Wohnstallgebäude ist das Stephanshäusle mit der Jahreszahl 1696. Unser Objekt – da zum



1 DIE ADAMS-SÄGE im Zastler.

Adamshof gehörig auch Adamssäge genannt – trägt die am vorderen Mittelpfosten eingeschnittene Datierung „Adam Albrecht Baumeister anno 1603 Sebastian Drescher Spanmeister“ und ist damit das älteste datierte Gebäude im Zastlertal. Besiedelt war das Zastlertal nachweislich bereits um 1575, denn eine Akte aus dem Jahr 1726 bemerkt, ein Vorfahr von Jörg Gassen-schmidt (vom Gassenbauernhof) habe vor „anderthalb-hundert“ Jahren einen Teil seines Gutes verkauft.

Außer der hier vorgestellten Adamssäge standen im 18. Jahrhundert 15 Klopfsägen in Betrieb, die nicht nur Bau- und Nutzholz für den Eigenbedarf, sondern auch Holz zum weiteren Verkauf sägten. Der Adamshof mit seiner Säge besaß 1858 allein 124 ha Wald, aus dem sicher mit Gewinn gearbeitet wurde; außerdem erhielt der Adamshof aus über 1430 ha Gemeindewaldbesitz zusätzlich jährlich 16 Stämme.

Bis auf die Adamssäge wurden alle Sägen um 1850 abgebrochen, als die große Versteigerungs- und Verkaufswelle ins Zastler schwappte; die Adamssäge verdankte ihren Bestand der Tatsache, daß sie zunächst als Gemeindegasse weiterbetrieben wurde. Es ist anzunehmen, daß sie damals – wie alle anderen Sägen im Zastler – als „Klopf- oder Plotzsäge“ arbeitete, da sie heute fälschlicherweise dort noch „d’Klopfsägi“ genannt wird.

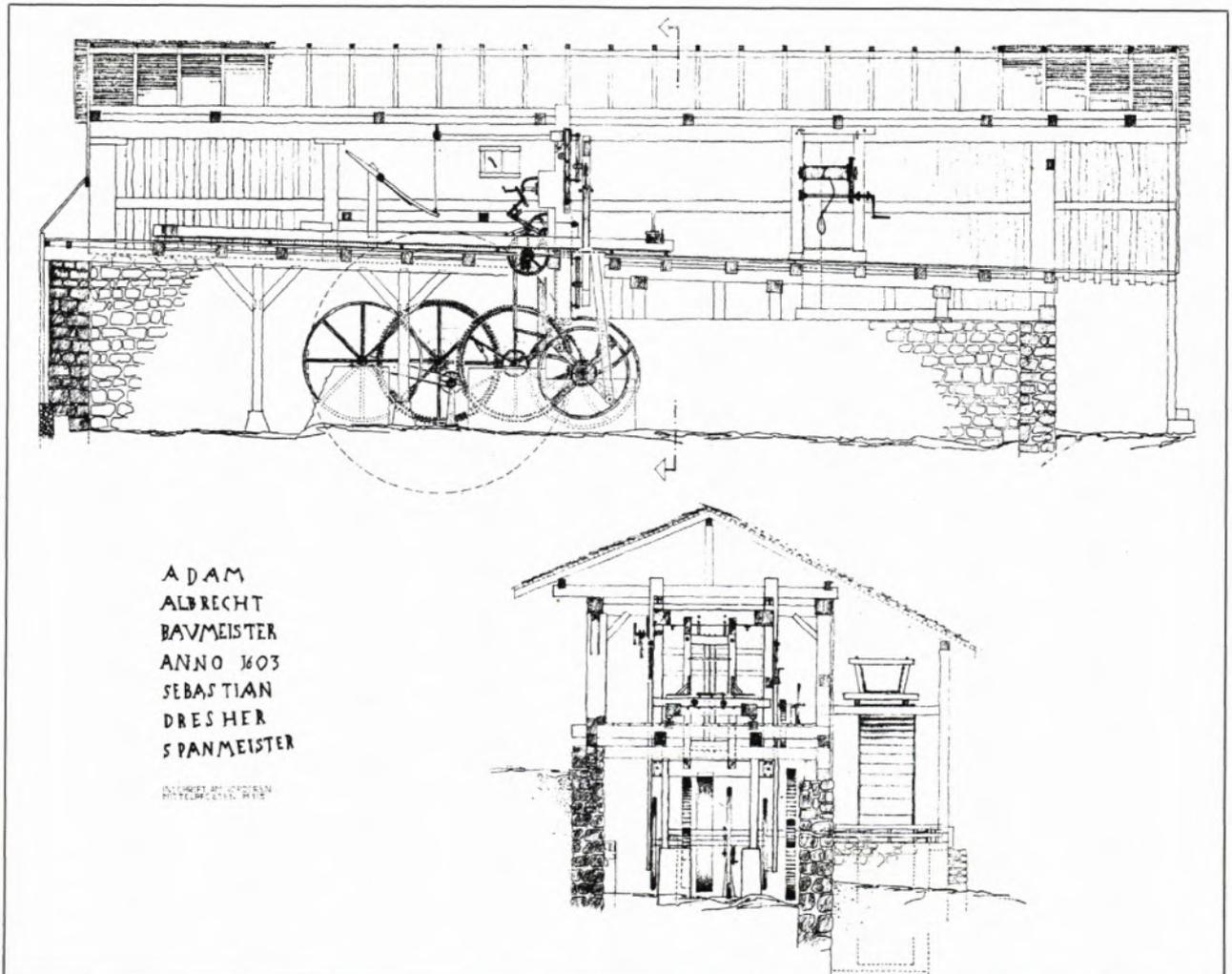
Die Arbeitsweise einer Klopfsäge ist seit dem 13. Jahr-

hundert bekannt und leicht zu begreifen (Abb. 2); über ein durch Wasserkraft betriebenes Wasserrad werden über denselben „Wellenbaum“, d. h. dieselbe Achse, 3 Zapfen „Lupfarme“ bewegt. Die Zahl dieser Zapfen hängt ab von Wassermenge und Gefälle, da Achsen mit zwei Zapfen schneller drehen müssen als mit drei Zapfen. Deshalb waren zunächst nur unterschlächtige kleine Wasserräder mit großem Wasserbedarf notwendig.

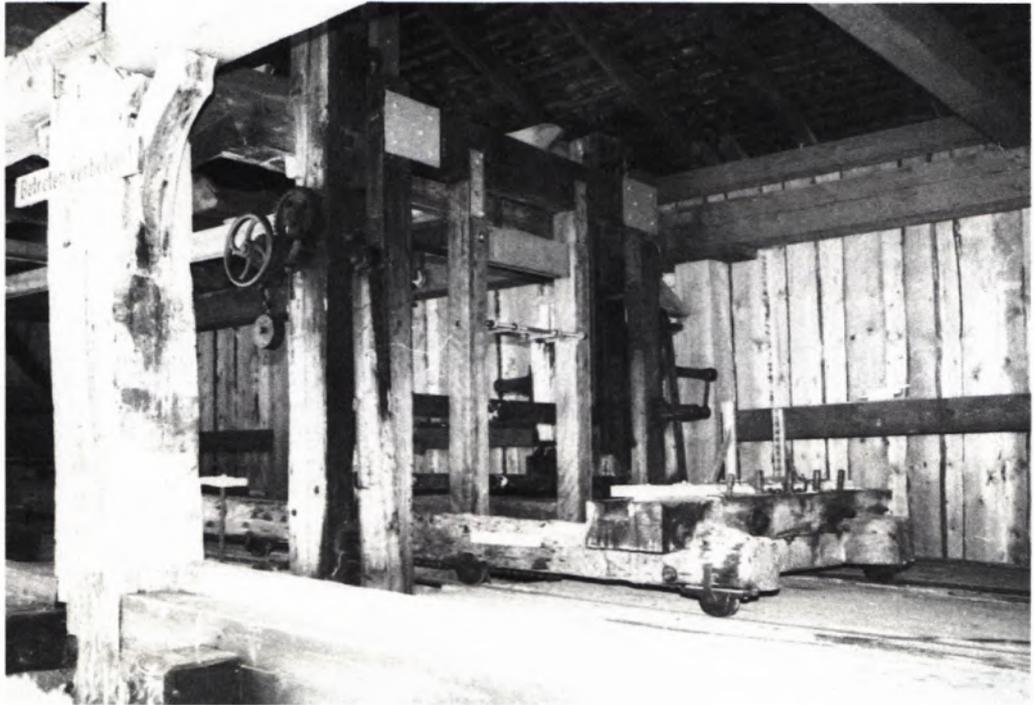
Beim Drehen des Wellbaumes schlagen die Lupfarme das Sägegatter in die Höhe. Die Abwärtsbewegung – und nur bei dieser wurde gesägt – entstand einmal durch das Gewicht des Gatterrahmens, zum anderen durch auf Spannung gesetzte biegsame Fichtenstämme, die unter dem Dachstuhl befestigt waren und das Gatter niederdrückten. Dieses Niederschlagen verursachte das typische regelmäßige Klopfgeräusch. Beim Hochschlagen des Gatters wird der „Wagen“, der auf einer Zahnstange läuft und durch zwei Kammräder gedreht wird, vorwärts gedrückt; so wird der daraufliegende Stamm mit einem Sägeblatt durchgetrennt (Abb. 3).

Die geringe Wirkungsweise dieses Mechanismus wurde später verbessert. Zunächst benutzte man ober-schlächtige, große Wasserräder. Dann wurden die Lupfarme durch kurze hölzerne Walzen ersetzt. Diese Walzen sind an ihren Enden durch Eisenringe gefaßt und um ihre eigene Achse drehbar. Dadurch wurde der Reibungswiderstand der Lupfarme wesentlich reduziert.

2 DIE ADAMSSÄGE mit ihren technischen Einrichtungen, in zwei Schnitten dargestellt.



3 DAS WIEDERHERGESTELLTE SÄGEGATTER.



Die Leistungsfähigkeit einer solchen Säge lag bei ca. 1,5 m³ Schnittholz pro Tag. Um 1850 wurden diese Klopfsägen auf ihren mechanischen Höchststand gebracht. Die Wasserräder wurden erheblich vergrößert („Hochgang“) und gaben den Sägen den neuen Namen Hochgangsäge. Der Wellbaum mit den Schlegeln wurde ersetzt durch Kurbelwellen mit übersetzten Zahnkränzen und das Gatter mit einem Sägeblatt wurde zum „Vollgatter“ mit mehreren Sägeblättern, die verstellbar waren und sonst verschiedene Schnittstärken erlaubten. Zusätzlich machte die Erfindung des Kurbelantriebs mit „Pleuelstange“ einen kontinuierlichen, stoßfreien und arbeitssparenden Sägeablauf möglich. Die Pleuelstange, der „Steg“, die am Rande einer Schwingscheibe beweglich angebracht ist, wandelt die Kreisbewegung des Wasserrades in eine Auf- und Abbewegung des Sägegatters um.

Unsere Säge ist ein Ständerbau, der auf drei Seiten verbrettert und mit einem Satteldach abgedeckt ist (Abb. 1). Eine kräftige mit Brettern belegte Balkenlage unterteilt den Einraum in ein in Bruchstein gemauertes Untergeschoß und das Hauptgeschoß. Bei Beginn der Renovierungsarbeiten 1982 wurde zunächst das Gebäude in „Dach und Fach“ saniert.

Das Mauerwerk wurde ausgebessert und eine 1920 angebaute, aber völlig verfallene Generatorstation abgerissen. Unter äußerst tatkräftiger Hilfe der Forstverwaltung mit ihren Waldarbeitern wurde die verlorengegangene Wasserführung mit dem Kähner in Holz neu errichtet. Das Schindeldach und der Dachstuhl mußten größtenteils erneuert werden. Dabei wurden handge-

spaltene Holzschindeln verwendet; diese Holzschindeln werden seit drei Jahren von der Forstverwaltung im Rahmen der Winterarbeit der Waldarbeiter hergestellt und finden intern bei der Renovierung von landeseigenen Schwarzwaldhäusern Verwendung. Sowohl einzelne Ständer wie auch die gesamte Verbretterung des Obergeschosses, die durch Fäulnis und Schädlingsbefall nicht zu retten waren, wurden ergänzt.

Die Mechanik, die Mitte des 19. Jahrhunderts in Eisen erstellt wurde, war zwar teilweise im Gebäude verstreut, aber komplett. Sie wurde teilentrostet, gerichtet und in ihre alten Lager eingebaut. Bemerkenswert hierbei ist, daß die beiden Haupt-Zahnkränze auf der Wasserradwelle und der 1. Übersetzungswelle eiserne Räder sind, in denen hölzerne Zahnzapfen sitzen, die ihrerseits wieder in eiserne Zahnkränze eingreifen. Diese Holzzähne waren teils abgenutzt, teils fehlten sie; alle wurden in Eiche ersetzt. Ebenso mußten die gebrochene Pleuelstange und das Sägegatter erneuert werden. Die Kosten der Gesamtinstandsetzung beliefen sich auf 69 000 DM.

Mit der Renovierung der Hochgangsäge wurde ein Zeugnis der frühen Technisierung der Nachwelt erhalten. Die Säge ist heute wieder voll funktionsfähig und in Betrieb. Das Forstamt Kirchzarten nutzt die Säge für die Holzverarbeitung des Eigenbedarfs.

*Dipl.-Ing. Peter Hillenbrand
Staatl. Hochbauamt I Freiburg
Mozartstraße 58
7800 Freiburg im Breisgau*

Robert Eisinger: Gedanken zur Sanierung der Tragkonstruktion von Altbauten

In einer Fortbildungsveranstaltung zum Thema Altbau-Erneuerung, die im Januar 1985 bei der Architektenkammer Stuttgart stattfand, hat Robert Eisinger einen Vortrag zur statischen Sicherung von Altbauten gehalten. Herr Eisinger hat erst in den letzten Jahren seines beruflichen Lebens einen Kontakt zur Denkmalpflege gefunden. Aus der Zusammenarbeit sind mehrere Projekte entstanden, die zur Rettung auch hoffnungslos erscheinender Kulturdenkmal-Patienten führten. Einer dieser Fälle war das im Heft 1/1986 dieser Zeitschrift vorgestellte „Klösterle“ in Bad Cannstatt. Wir übernehmen den in Aufsatzform gebrachten Vortrag einschließlich einzelner wohl nur für Spezialisten verständlicher Passagen mit der Hoffnung, daß Eisingers Gedanken – die fachliche Bilanz eines „alten Hasen“ – manche Anregungen geben werden.

Einige allgemeine Vorbemerkungen zur Sanierung alter Bauten seien mir gestattet.

Als oberstes Gebot betrachte ich die Werktreue. Hierzu gehört,

- die ursprüngliche Grundkonzeption der Konstruktion zu erfassen und zu belassen,
- die zur Sanierung der Konstruktion zu verwendenden Mittel den vorhandenen anzupassen und

– neue Mittel nur dort zu zeigen, wo es gar nicht mehr anders geht. Ich weiß wohl, daß es hier auch andere Meinungen gibt.

Das zweite Gebot ist für mich die Sparsamkeit in der Konstruktion, dieses ergibt

- für den Denkmalschützer weniger Fremdteile am Altbau,
- für den Bauherren weniger Kosten.

DETAILPUNKT IM DACHSTUHL eines alten Hauses in Esslingen (Untere Beutau 14): Historisches Flickwerk an der Nahtstelle zu einem jüngeren Bauteil. In der Komplettierung des gestörten Gefüges wird in der Regel die geeignetste Sanierungslösung zu suchen sein.



DETAILPUNKT IM DACHSTUHL

des „Klösterle“ in
Bad Cannstatt. Eine
alte, mit zwei Holz-
nägeln fixierte An-
schiffung der Mittel-
pfette wurde durch
unsichtbare Ver-
schraubung gesichert.
Da die Pfette fast
nichttragend, die
Kehlbalken als
Druckriegel in Ord-
nung und das alte
Bugholz (links) nicht-
tragend sind, konnte
die alte Situation er-
halten bleiben.



Sparen auch aus Rücksicht auf den privaten Bauherren, damit er seine Sanierung überhaupt durchführen und die Bankzinsen noch zahlen kann, nicht zuletzt auch aus Rücksicht auf den öffentlichen Bauherren oder Zuschußgeber, damit wir Bürger nicht noch höhere Steuern zahlen müssen.

Wenn man sich bemüht, einem alten Haus baulich gerecht zu werden, und auch noch sparen will, dann stößt man schnell an Grenzen, die in unseren Vorschriften verankert sind. Doch nach vielen Jahren der Technikhörigkeit werden immer mehr Behörden und auch manche Prüferingenieure einsichtiger und lassen den gesunden Menschenverstand walten (unter dem halt auch jeder etwas anderes versteht). Dabei sollte man nicht vergessen, daß der Prüferingenieur eine Lizenz hat, die er nicht gern verlieren will. Suchen Sie sich als Prüferingenieur einen „alten Hasen“ und bestehen Sie darauf, daß er sich der Sache persönlich annimmt. Hat ein unerfahrener Angestellter seinem Chef erst einmal vermeintliche Vorschriftenverletzungen unterbreitet, dann kann der Alte auch nicht mehr ganz großzügig sein.

Wir Ingenieure haben in der Landesstelle für Baustatik in Tübingen und in ihrem Leiter, Herrn Krauß, Gott sei Dank eine gute Anlaufstelle für statische Problemfälle. Damit er aber nur wegen echter Probleme angerufen werden muß, bin ich dafür, daß man z. B. „hausgemachte“ Spannungsüberschreitungen von Bauteilen durch mäßige Lastannahmen und geschickte Systemwahl verringert, wenn nicht gar vermeidet.

Den Behörden schlage ich vor, den Satz „Der statische Nachweis ist vorzulegen“ nicht mehr in die Baugenehmigung einzudrucken, sondern von Fall zu Fall einzuschreiben. Oft hilft statt eines geforderten Standsicherheitsnachweises auch der Beleg, daß zur Sicherung eines Status quo an mehreren bzw. vielen Stellen neue Sicherungen durchgeführt werden sollen bzw. wurden. Ich bitte, mich um Gottes willen nicht falsch zu verste-

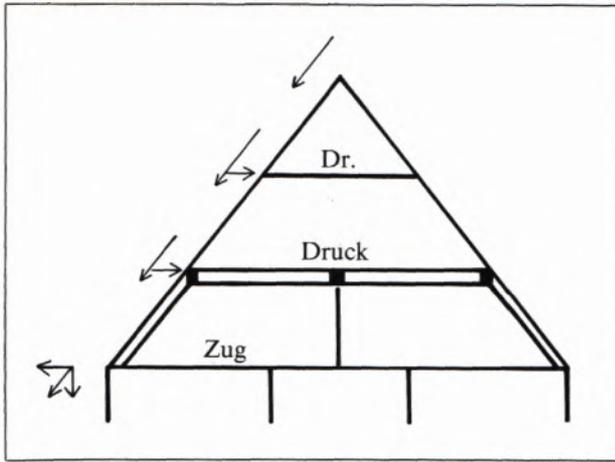
hen, wenn ich sage, daß man den Behörden auch nicht alles sagen muß, was man im einzelnen tut, um einen Bau zu sanieren.

Die Verantwortung und Haftung bleiben ja sowieso beim Bauleiter und beim Statiker (wenigstens in fast allen Fällen).

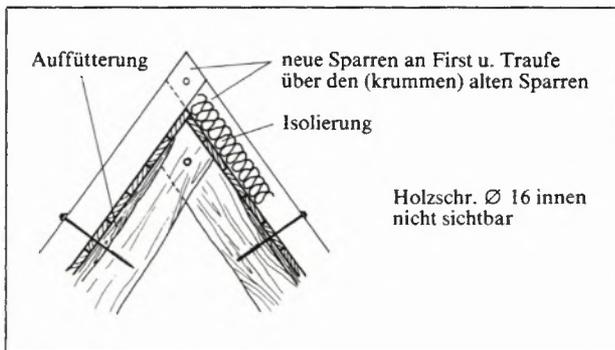
Ich habe nachstehend Einzelprobleme angesprochen, wie sie bei der Sanierung von Altbauten immer wieder auftreten. Die von mir vorgeschlagenen Lösungen habe ich zwar praktiziert, sie können aber nicht überall passen. Meine Hauptempfehlungen sind, die Belastung der einzelnen Tragglieder klein zu halten und vor allem die Lastsummen aus mehreren Geschossen zu verringern, damit keine unförmigen Abfangungen notwendig werden. Lastreserven sind in den vorgeschriebenen Nutzlasten reichlich vorhanden. Ein Wohnzimmer mit 20 m² und der anzusetzenden Deckenbelastbarkeit von $p = 150 \text{ kp/m}^2$ ergibt 3 t Nutzlast! Wo sollen die herkommen? Die nächste Hauptempfehlung: Nicht mit Kanonen nach Spatzen zu schießen, d. h. bei jedem Anschluß, Bauglied usw. die Anschlußmittel bzw. Dimensionen so zu wählen, daß sie der Sache gerecht werden, das Gerechteste aber nicht auf 150% anwachsen lassen. Behandeln will ich Holzfachwerkhäuser samt den hierbei verwendeten Steinkonstruktionen.

1. Holzkonstruktionen

1.1 *Der liegende Stuhl* mit Variationen (Abb. 1) ist im Neckargebiet im Mittelalter häufig anzutreffen. Die Details sind typisch für unsere Altbauten. Kräfteverlauf siehe Abb. 1: Jedes schiebende Sparrenpaar hat als Zugglied einen Deckenbalken. Die Konstruktion „lebt“ davon, daß die Anschlüsse besonders am Traufpunkt in Ordnung sind. Denn so haben es sich die „Alten“ gedacht: Das Kraftdreieck bringt kaum Last auf die Dachpfetten, also auch nicht viel auf die Dachbinder, die in erster Linie quer aussteifen.



1 LIEGENDER STUHL.



2 ÜBERGESCHOBENES Doppeldach. Firstpunkt.

1.1.1 Firstpunkte (Abb. 2)

Überblattung oder Verzapfung sind oft aufgesprungen (meistens weil die Traufpunkte nachgegeben haben). Beim Einfachdach (mit Isolierung zwischen den Sparren) genügt es, den Kraftschluß wiederherzustellen. Man muß sich hierbei fragen: Genügen bereits Nägel, Schlüsselschrauben oder durchgehende Schrauben? Braucht man dazu nur Holzlaschen, Lochbleche oder gar Beihölzer, Dübel, bis hin zu Stahlverbindungen? Die Kräfte an den Firstpfetten sind gering. Sollen die alten Sparren ganz oder teilweise sichtbar bleiben, kann man an Aufrippungen auf den Sparren oder an ein übergeschobenes Doppeldach denken.

1.1.2 Sparren (Abb. 3)

Niveauregelung durch beigenagelte Dielen, Aufrippungen oder auch durch Doppeldach. (Wenn die Sparren, meist infolge Schäden an den Fußpunkten, eingesunken sind, bilden sie in der Firstlinie und den Dachflächen „Girlanden“-Linien.) Beim Einfachdach kann man nach Abb. 3, 1. Beispiel, verfahren. Für Isolierung ist da genügend Platz. Bei Beispiel 2 bleibt wenigstens ein Teil der Altsparren sichtbar. Das 3. Beispiel zeigt die Altsparren ganz, allerdings auch die neuen Aufrippungen. Beim Doppeldach isoliert man oberhalb der neuen Schalung. Damit man am Ortgang nicht zu hoch wird, kann man sich auch mal auf eine dünnere Isolierschicht einigen oder die Isolierschicht an den Aufschieblingen enden lassen, die man von oben her kürzt. Die Dimensionierung der Altsparren reicht wegen der kleinen Spannweiten zwischen den Auflagern an den Pfetten bzw. Trauf- und Firstpunkt meistens aus. We-

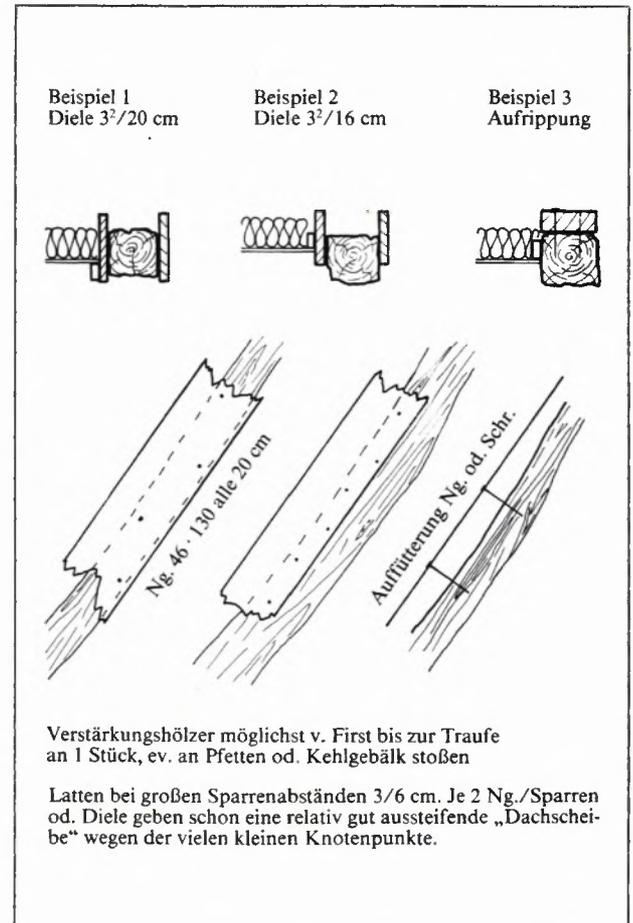
gen der Schwächungen durch Blätter oder Zapfen sehe ich die Sparren als Einfeldträger an.

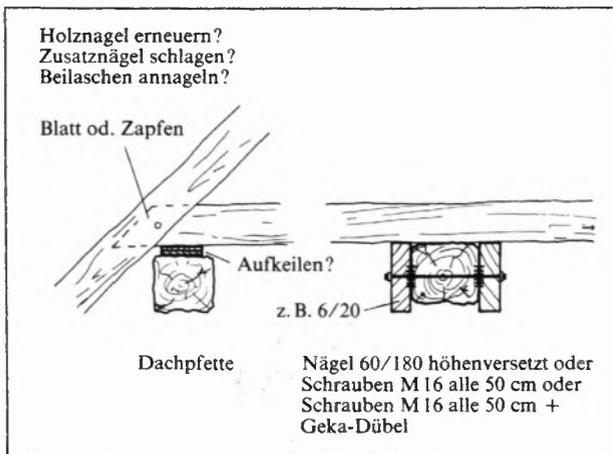
Holzurm: Ist er überhaupt noch da? Bei Eiche im allgemeinen verursacht er nur kleine Schäden im Splintholz, bei Nadelholz oft schwere Schäden. Durch Abbeilen ist zu prüfen, wie stark die Querschnitte geschwächt sind. An der Oberseite der Hölzer ist zu prüfen, ob der Befall noch akut ist. (Nach 200 Jahren ist bei ausreichender Belüftung und Trockenheit des Holzes kein akuter Befall mehr zu erwarten.) Eine Bekämpfung eines nicht mehr vitalen Altbefalls hilft nur der Firma und bringt mit Sicherheit Gift ins Haus. Zur Begutachtung kann ggf. ein unabhängiger Sachverständiger hinzugezogen werden.

1.1.3 Dachpfetten (Abb. 4)

Sie sind im funktionierenden liegenden Stuhl kaum belastet. Hier findet man oft, daß die Kehlbalcken in ihren Blättern oder Zapfen hängen und zu den Pfetten Luft ist. Wenn allerdings die Traufpunkte kaputt sind, gehen die Sparrenfüße nach unten und außen. Dann kommt wenig – viel – zu viel – Vertikallast auf die Pfetten. Die Pfetten und Schwellen waren in erster Linie aussteifend in Längsrichtung (zusammen mit Bügen oder Andreaskreuzen). Lassen Sie die Pfetten ja nicht mit der anteiligen Lastfläche berechnen, sonst gibt es unnötigen Ärger und Kosten! Zusatzpfetten, angeschraubte U-Eisen o. ä. sind meist Angstkonstruktionen, verschandeln den Altbau. Dies gilt auch dann, wenn sie nachher mit Brettern verschalt werden.

3 SPARRENVERSTÄRKUNG und Lattung.





4 KEHLBALKENANSCHLUSS und Verstärkung der Innenpfette.

1.1.4 Innenpfetten (Abb. 4)

Für die Statik: Wegen der Durchbiegung der Innenpfette und der Kehlbalken haben sich das Feld- und das Stützenmoment in etwa ausgeglichen. Der Durchlaufkoeffizient wird wohl noch bei 1,1 liegen anstatt 1,25. In der Praxis bedeutet dies eine kleinere Pfettenbelastung. Daher: Keine oder nur leichteste Füllung der Kehlbalkendecke. Schallschutz muß hier wohl nicht sein. Kleine Lasten geben kleine Pfetten! Wenn unbedingt nötig: Pfettenverstärkung mit angenagelten Brettern, Dielen oder angeschraubten Kanthölzern. Wenn bei guten Altbalken, -pfetten usw. der Faserverlauf schön parallel ist und die kritischen Stellen nicht so astig sind, hat die Landesstelle für Prüfstatik schon bis zu 200 kp/cm² Holzspannung zugelassen (lt. Vorschrift nur um 100 kp/cm²).

1.1.5 Obere Kehlbalken (= Hahnbalcken)

Sie sind meistens in Ordnung. Man sollte möglichst keine Last aufbringen (falls überhaupt Bretter vorhanden sind). Die Wärmeisolierung ist in Dachebene zu legen, damit der Zwickel gleiche Wärmedehnungen bekommt wie das übrige Dach. Falls erforderlich: Zusatz-Dämmlage in Riegelhöhe. Anschlüsse an Sparren erhalten!

Notfalls müssen die Zapfenlöcher ausgekeilt werden, sofern sie zu groß sind; Zusatznägel oder -schrauben sind selten erforderlich. Wegen der Gebäudeaussteifung braucht man hier noch keinen Bretterbelag. Der Spannriegel erhält keine Zugkräfte, nur Druck und evtl. etwas Biegung.

1.1.6 Kehlbalkendecken (Decke über 1. oder 2. Dachgeschoß)

Ihre tragende Funktion ist klar. Soll die Decke belassen werden, darf man nicht zu viel Nutzlasten und Eigengewichte ansetzen. Holz trägt mehr, als man denkt, und viel mehr, als man rechnet. Aussteifende Funktion: Auch wenn die Schulweisheit dagegen ist: Ein Bretterboden, versetzt gestoßen und mit je 2 (oder gar 4) Nägeln oder Schrauben pro Brett und Kehlbalken, ist eine hervorragende Aussteifung und überträgt Windkräfte auf das Dach bis zu den Giebelwänden (in fast allen Fällen) und bis zu Querwänden. Außerdem sind das „Dachdreieck“ und der Bund relativ steif. Verformun-

gen aus einseitigem Wind und Schnee (wenn sie überhaupt auftreten) macht das Dach „klaglos“ mit. Dies war noch nie Einsturzursache bei einem gesunden Dach.

Kehlbalkenanschluß an Sparren siehe Abb. 4.

Bei Überblattung: Der Anschluß ist meist in Ordnung, da selten Feuchtigkeitsschaden vorliegt. (Evtl. Blatt seitlich an Sparren heranziehen mit Nägeln oder Schrauben.)

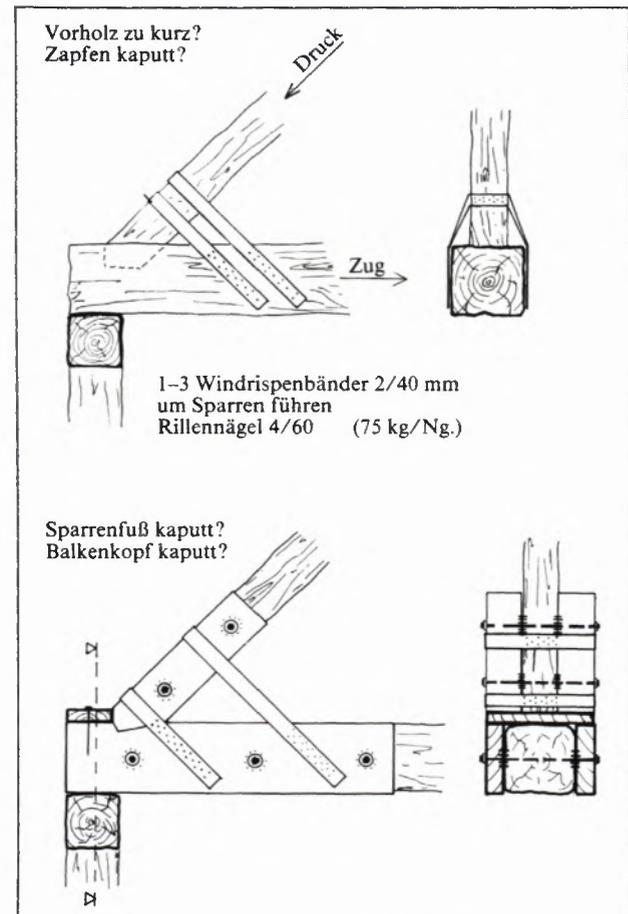
Bei Zapfenverbindung: Evtl. Zusatznägel oder Schrauben.

Im allgemeinen hält dieser Anschluß, man kann ihn aber auch „totreden“. Besser ist eine Unterkeilung der Kehlbalken auf die Dachpfette. Nicht zu stark keilen, damit die Pfette nicht zu viel Last bekommt. Als Einsturzicherung ist auch eine relativ schwache Dachpfette stark genug. Ich habe schon viele schwache Pfetten gesehen, aber noch ganz wenig gebrochene. Eine aufgeschnabelte (längs gerissene) Pfette kann man evtl. mit 2 bis 3 Schrauben wieder zusammenziehen (Abb. 4). (Zusatznägel oder/und Endlaschen oder/und durchgehende Beilaschen.) Sind Sparren und Kehlbalken nicht in einer Ebene, muß man auffüttern.

1.1.7 Traufpunkte (Abb. 5)

Hier sind bei fast allen Altbauten Schäden infolge Kraft- und Feuchtigkeitseinwirkung eingetreten. Balkenköpfe, Sparrenfüße, Blätter oder Zapfen – etwas ist meist kaputt, wenn nicht alles zusammen. Bei der Vor-

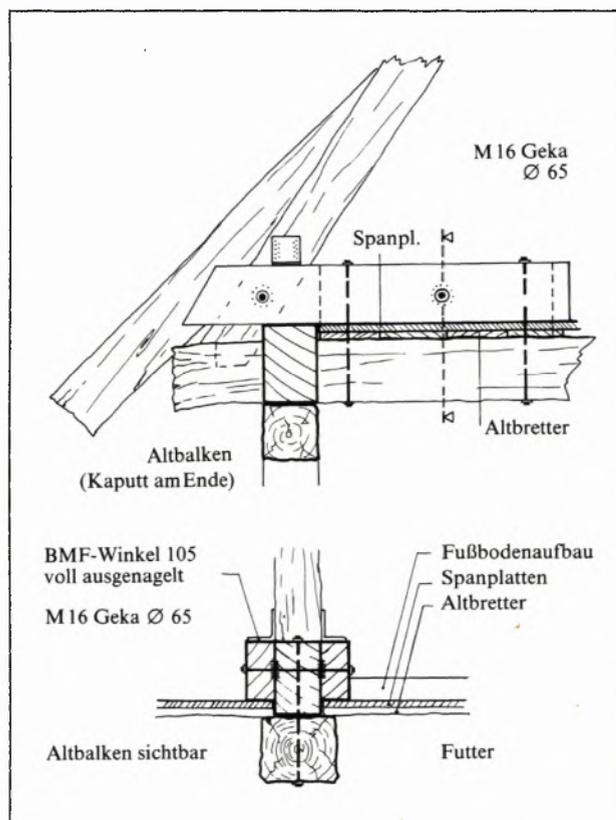
5 ZWEI BEISPIELE für Traufpunkte.



holzlänge der Balken haben die „Alten“ zu knapp bemessen. Die Folgen sind: First ausgerissen, Dachpfetten überlastet, Sparrenfüße weggerutscht, Kräfteumlagerungen, „Girlanden“ der Firstlinie und eingesunkene Dachflächen.

Abb. 5, 1. Beispiel, einfache Lösung. Immer anwenden, weil man ja den Zapfen nicht sieht und das evtl. Blatt auch keine großen Schubkräfte aufnimmt. Ziegel abnehmen. Metallbänder auf Sparren nageln. Zum Spannen der Bänder evtl. auch noch ein paar seitliche Nägel in Sparren schlagen, bis die Bänder „singen“.

Abb. 5, 2. Beispiel, so kann man es machen, wenn noch nicht viel Holz kaputt ist.



6 BALKENENDEN nicht mehr tragfähig. Altbalken sollen sichtbar bleiben.

Abb. 6: So geht es, wenn der Anschluß kaputt ist und der Altbalken voll sichtbar bleiben soll. Verdecken kann man die Zusatzhölzer mittels Estrade oder Dremelwand im Dachgeschoß.

1.1.8 Büge, Verbände und Scheiben

Erstere waren oft im Weg und wurden nicht selten von den „Nachfahren“ herausgeschnitten. Die Wiederherstellung ist dem Denkmalschützer am liebsten, dem Bauherrn oft nicht. Andreaskreuze und neue Dachgauben vertragen sich schlecht. An Büge könnte man mit dem Kopf anstoßen, meint der Bauherr. Aussteifende Scheiben im Dach sind:

- Die 2 Dachflächen als „Scheiben“,
- die „Scheibe“ Kehlbalckendecke,
- die Scheiben Giebel und
- die Scheiben Querwände.

Zu a) Wenn man eine Dachschalung hat und diese auf

die Sparren $2 \times$ je Brett vernagelt, ist m. E. alles in Ordnung. Wenn man neue, größere Latten (3/6) je $2 \times$ pro Kreuzung mit den Sparren nagelt, kann die „Scheibenwirkung“ auch schon recht gut sein. Windrispen sind als Ergänzung möglich, falls man sie sehen möchte;

zu b) siehe 1.1.6;

zu c) und d) die Giebel und Querwände sind recht „steif“ in statischem Sinne, ggf. neue Ausriegelung (Poroton und Nägel; Dreikantleisten bringen zur Scheibenwirkung so gut wie nichts, sie verhindern bloß ein Herausfallen der Gefache).

Wenn die Sparren „hängen“: Zustand am besten belassen. Mit metallenen Rispenbändern bzw. Brettern konsolidieren. An jedem Sparren 4 Nägel, unten mehr! Evtl. unten Spannholz zum nächsten Sparren, damit sich der Sparren unten nicht verdrehen kann. Sind neue Dachgauben den Verbänden im Weg, dann muß man halt die Kräfte um diese herumleiten. Es gibt auch die Möglichkeit, eine Mischung aus den Stabilisierungsvarianten zu wählen. Vorsicht! Als Ersatz für über- oder einwärts hängende Giebel wurden in späterer Zeit oft neue Giebel lotrecht eingebaut. Diese sind oft schlecht angeschlossen.

1.1.9 Dachpfosten

Die zulässigen Pressungen (25 kg bei Nadelholz und 40 kp/cm² bei Eiche) auf den Schwellen, Pfetten usw. sind zwar meist überschritten, jedoch nicht als tragisch anzusehen, wenn diese noch intakt sind. „Angstpfosten“ wurden oft später dann eingebaut, wenn das Dach in seinem Tragverhalten nicht mehr funktionierte (siehe Traufpunkte usw.). Ist das Dach saniert, kann man manche Alt-(Angst-)Pfosten wieder entfernen. Dies kommt der freieren Grundrißgestaltung entgegen.

1.1.10 Fußböden

Sie sind meist kaputt und haben kleinere bis größere Gefälle. Hier stellen sich die Fragen: Läßt man die Gefälle? Rippt man auf? Paßt der Anschluß an die Treppe noch? Welche Brüstungshöhe bleibt an den Fenstern? Einzelne Stufen in einer Wohnung schaden gewiß nicht, wenn man weiß, daß die Konstruktion darunter in Ordnung (gebracht) ist.

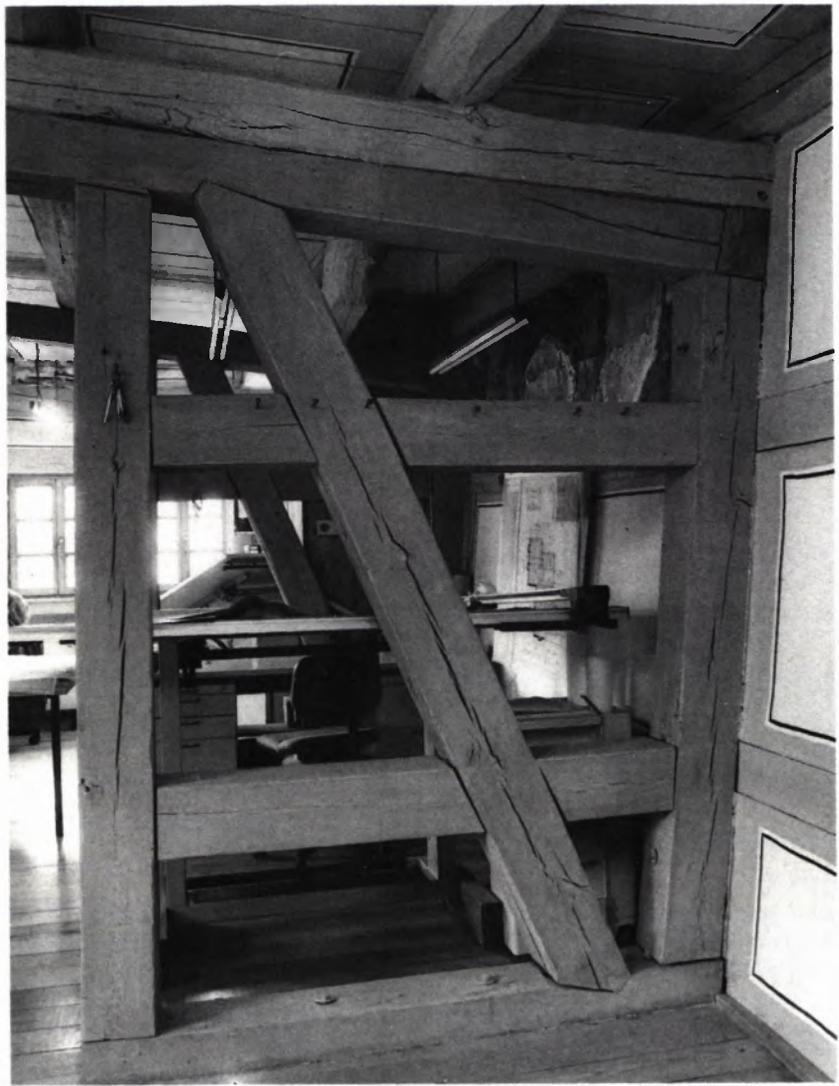
1.2 Geschosse

1.2.1 Fachwerkwände

Die Konstruktion des alemannischen (gotischen) Fachwerks sowie die späteren schmuckreicheren Fachwerkarten sind den Architekten im allgemeinen bekannt.

Zur Statik: Beim gotischen Fachwerk sind die Pfostenabstände 3 – 4 – 5 m, also recht groß. Die Wandriegel sind daher oft durchgebogen, weil sie u. a. die Deckenlasten tragen müssen. Bevor man neue Zusatzpfosten einzieht, die das historische Bild stören, ist es besser, neue Ausfachungen (EG 24 cm, 1. OG 17,5 cm, 2. OG 11,5 cm stark z. B.) als Tragelemente einzubringen. Diese sollten mit dem Fachwerk durch je 2 Nägel alle 25 cm rundum in jedem Fach verbunden werden. Rote Steine wie Poroton oder Hochlochziegel eignen sich für statisch beanspruchte Ausfachungen, Gasbeton, wenn es hierauf nicht ankommt. Minifugen durch Schwinden des Mauerwerks bringen das Gebäude nicht zum Einsturz. Eine aus Ziegelmaterial bestehende und durch das Fachwerk ausgesteifte Wand ist zwar nicht homo-

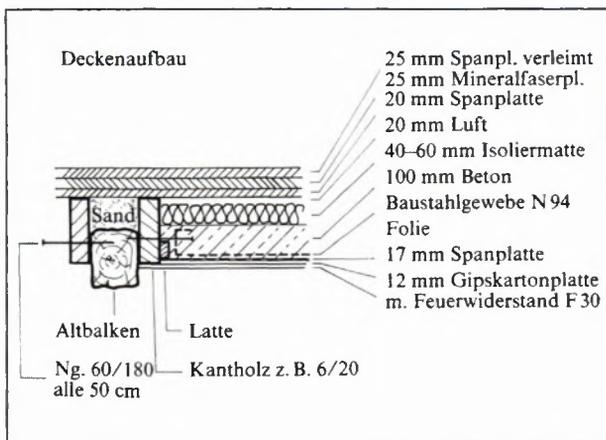
7 ZUR STABILISIERUNG des verformten alten Fachwerks wurden im „Klösterle“ zwei Aussteifungsböcke als sichtbare Zutaten in gleicher Technik eingebaut.



gen, aber sie erfüllt ihren Zweck als Trag- und Aussteifungswand sehr gut, viel besser auf alle Fälle als eine mit Feldsteinen o. ä. ausgeriegelte Wand. Hiermit läßt sich die Grundstabilität eines Hauses erreichen. Die Schubfestigkeit der Wände wird so sehr groß. Sind aussteifende Wände entfernt worden, helfen evtl. Aussteifungsböcke, auch als offene „Raumteiler“ (siehe Abb. 7). Sind tragende Wände entfernt worden, gibt es außer materialfremden I-Trägern auch noch Sprengwerke im

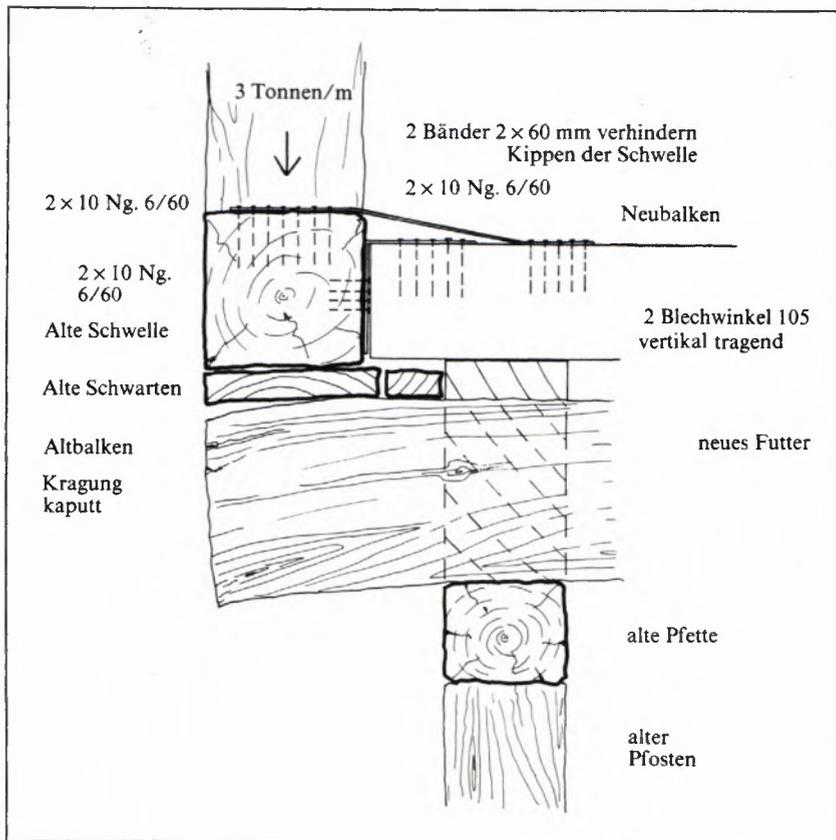
darüberliegenden Stockwerk. Übrigens: 1000 neue oder gute alte Eichenholznägel geben eine große zusätzliche Hausaussteifung, wenn die zugehörigen Büge usw. etwas taugen. Schräge Wände kriegt man in der Regel nicht mehr gerade. (Man zerstört sonst vielleicht noch die restlichen guten Anschlüsse.) Denken Sie bei den Wänden auch an historische Malereien. Kompromißvorschlag: Der Statiker kriegt einige Wandstücke für seine Hausaussteifung und das Denkmal seine (gut) erhaltenen Gefache mit Baneliermalerei usw. Bohlenwände können durchaus etwas mittragen, wenn man sie gut in die Pfostennuten einbindet. Evtl. zusätzliche Deckleisten, die man (nur) an die Pfosten schraubt. Die Bohlenwände können dann in den Fugen noch etwas gleiten.

8 HOLZGEBÄLK unten teilweise sichtbar.



1.2.2 Balkendecken

Sie sind oft schwach dimensioniert, z. T. auch schräg. Waagrechte und stärker belastbare Decken kann man durch seitliche Beihölzer an den Altbalken oder durch deren Auffütterung erhalten. Für Luft- und Trittschallschutz sowie Wärmedämmung bietet der Informationsdienst Holz einige Lösungen an (Arbeitsgemeinschaft Holz e.V., Düsseldorf). Meines Erachtens muß ein nicht reicher Bauherr auch selbst entscheiden können, ob er die alte Decke belassen will, wie sie ist. Man muß ihn aber vorher auf die Konsequenzen beim Schall-



9 NEUBALKEN, 12 cm hoch, an alte Schwelle des oberen Geschosses angeschlossen, entlasten alte kaputte Auskragung.

und Wärmeschutz und auf den Zustand der Decke hinweisen. Ausreichend tragfähig sollte das Gebälk freilich sein, auch wenn es ein bißchen schwingt. Oft kommt es vor, daß man keine große Stockhöhe hat und von den Altbalken doch etwas sehen will. Als Lösungsbeispiel hierfür möge Abb. 8 dienen. Variationen gibt es hier viele. Ist die Stockhöhe reichlich, kann man an eine neue 2. Decke über der sichtbar bleibenden Altdecke denken. Stimmen dann die Treppen und Brüstungshöhen noch?

Horizontalkräfte aus schrägen Wänden: Auf das Altgebälk kann man Rispenbänder als Verbände in genügender Anzahl nageln und so die Horizontalkräfte in aussteifende Wände einleiten. Man kann die Rillennägeln auch mal etwas schräg einschlagen, damit die Bänder spannen (singen). Sie werden durch Umlenkkkräfte noch lange nicht herausgezogen. Liegen die Bänder nicht schön waagrecht, ist dies nicht schlimm. Einen Einsturz verhindern sie allemal.

Auskragende Balken sind oft verwittert, die zulässigen Schub- und Biegespannungen werden meist überschritten. Stichbalken hängen nicht selten schräg und sind am Innenbalken aus den Verzapfungen gezogen.

Hier einige Lösungsmöglichkeiten:

a) Die Balkenköpfe der Auskragung sind in einem Kastengesims versteckt: Normale seitliche Verstärkungen der Altbalken durch Holz oder Stahl.

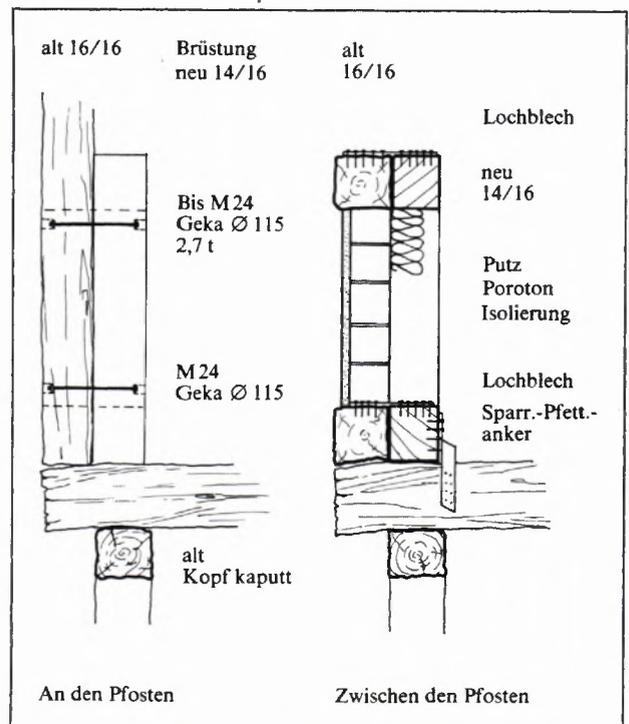
b) Bleiben die Balkenköpfe sichtbar:

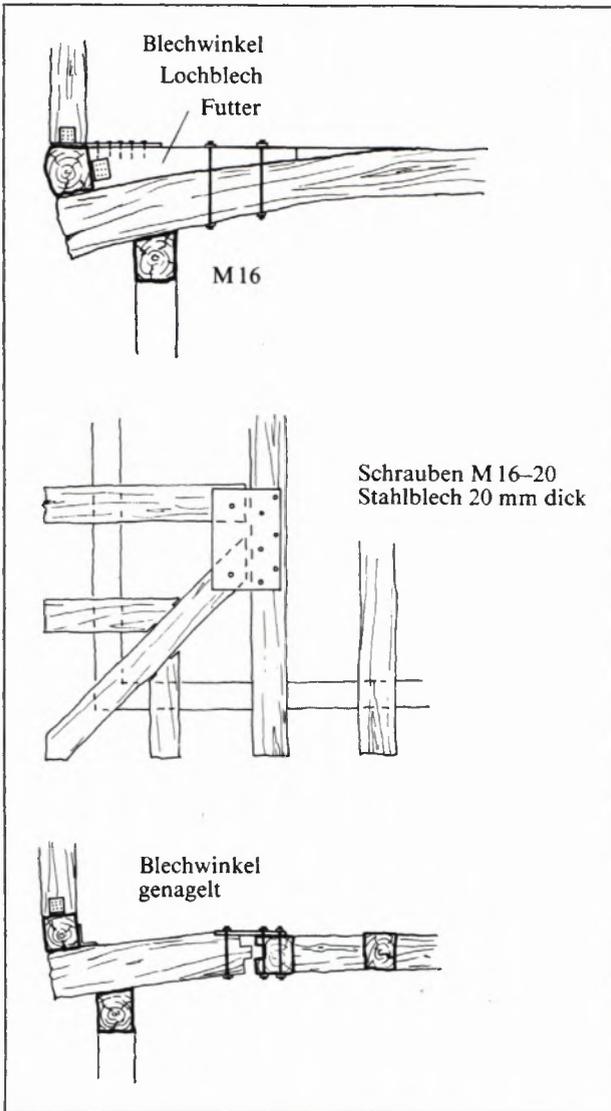
ba) Eine brutale Methode ist, neben den alten Auskragungen neue einzubringen und dann die kaputten alten Köpfe abzuschneiden. Der Rhythmus der Köpfe kann dadurch insbesondere an den Hausecken arg gestört werden (nicht schön!).

bb) Das in Holland entwickelte Beta-Verfahren. Die Balkenköpfe sehen nachher aus „wie neu“. Billig ist das Verfahren auch nicht gerade.

bc) Ein zweites Gebälk über dem „alten“ (Abb. 9) schließt an die Wandschwelle des nächsten Geschosses an. Im vorliegenden Fall war die Außenwandlast 3 t/m.

10 KAPUTTEN BALKENKOPF entlasten bei geringer Auskragung.





11 GEKIPPTe BALKEN, herausgezogene Stichbalken.

Deshalb wiederholter Hinweis an meine Kollegen, die Lastannahmen klein zu halten.

bd) Bei den kleineren Auskragungen der Frühzeit der Fachwerkhäuser kann man die Pfostenlasten „hereinziehen“ (Abb. 10). Man erhält dann bis zur Höhe der Fenstersimse eine Brüstungsverstärkung, die m. E. für ein Denkmal in Kauf genommen werden kann.

be) An Abb. 11 sind Stabilisierungsmaßnahmen für gekippte Auskragungen angedeutet.

Bohlendecken sind meist nicht tragend. Manchmal ist über diesen außer Dreck noch ein „Schatz“ versteckt, z. B. alte Schuhe, Mausefallen, Rattenmumien, und wie könnte es anders sein: Jede Menge Gold- und Silbermünzen, mit denen man den Umbau finanzieren kann. Für den letzten Satz möchte ich ausnahmsweise hinzufügen: „Ohne Gewähr.“

1.2.3 Unterzüge

Wenn die alten Unterzüge erhalten werden sollen, muß man alle Auflasten klein annehmen, sonst nützt denen auch keine seitliche Holzverstärkung mehr. „Atomstarker“ kommen evtl. auf doppelte Lasten wie „Klemmstarker“. Hierzu ein realistisches Beispiel: Ein 8 m breites

Haus hat eine Mittellängswand. Sie wird durch insgesamt 3 Holzbalkendecken und das Gewicht der Wand belastet. Gegenüberstellung „normaler“ und „möglicher“ Lasten (in Klammern). Ich habe mit Tonnen gerechnet, nicht mit Kilonewton, damit ich allgemein verständlich bleibe.

3 Holzbalkendecken

Eigengewicht	0,250 (0,150) t/m ²	
	× 4,0 m × 3 =	3,0 (1,8) t/m
Nutzlast	0,150 (0,150) t/m ²	
	× 4,0 × 3 =	1,8 (1,8) t/m
Durchlaufaktor	1,25 (1,10) → =	1,2 (0,4) t/m
Wand d = 15,6 m hoch, 2,000 (1,000)		
	× 0,15 × 6,00 =	<u>1,8 (0,9) t/m</u>
		<u>7,8 (4,9) t/m</u>

Der Nutzlastanteil bringt hier allein (in beiden Fällen) 1,8 + 0,45 = 2,25 t/m.

Möge jeder einmal sein Mobiliar usw. im Haus zusammenzählen und einen Lastenvergleich anstellen.

Bei 2 m Türsturzlänge ergäben die 2 Versionen:

$M_1 = 7,8 \times 2^2/8 = 3,9$ t/m Peinerträger 160 mm + 2 Stahlstützen

$M_2 = 4,9 \times 2^2/8 = 2,45$ t/m Holzleimträger 14/28 + 2 Holzpfosten.

Man sieht, daß die sparsame Rechnungsart zu einer Holzkonstruktion führen kann, die andere aber zu einer Stahlkonstruktion führen muß! Eines ist sicher: Beide Konstruktionen sind standsicher!

Will man vorhandene Holzunterzüge retten, muß man sich fragen:

– Kann man Lasten auch schon in den oberen Geschossen abfangen durch zusätzliche Unter- oder Überzüge oder Sprengwerke?

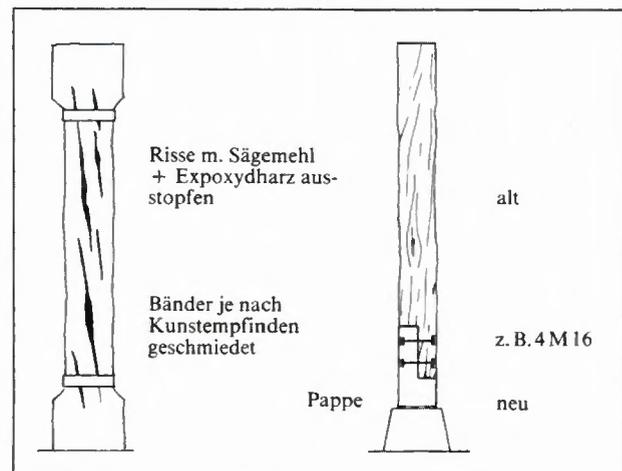
– Kann man Zugstangen mit Spansschloß vom Unterzug bis zur nächsten Decke einziehen und so vielleicht eine tragende „Wandscheibe“ erzielen?

– Kann man den Unterzug mit Kanthölzern aufsatteln und so verschrauben, daß in etwa ein verdübelter Balken entsteht?

– Wie ist es überhaupt mit dem Einbau von Leimträgern oder verdübelten Balken anstatt eines Peinerträgers?

– Und wenn schon Stahlträger unumgänglich sind: Kann man sie nicht in der Decke weitgehend oder ganz

12 PFOSTEN bandagieren bzw. anblatten.



verschwinden lassen? Vielleicht 2 Träger nebeneinander?

(Ein Unterzug mit querlaufender Decke und einem Überzug [Schwelle] darüber kann [entsprechend verdübelt] wie ein Vierendeelträger wirken, der ein Mehrfaches des Unterzugs trägt.)

1.2.4 Sanierung alter Pfosten (Abb. 12)

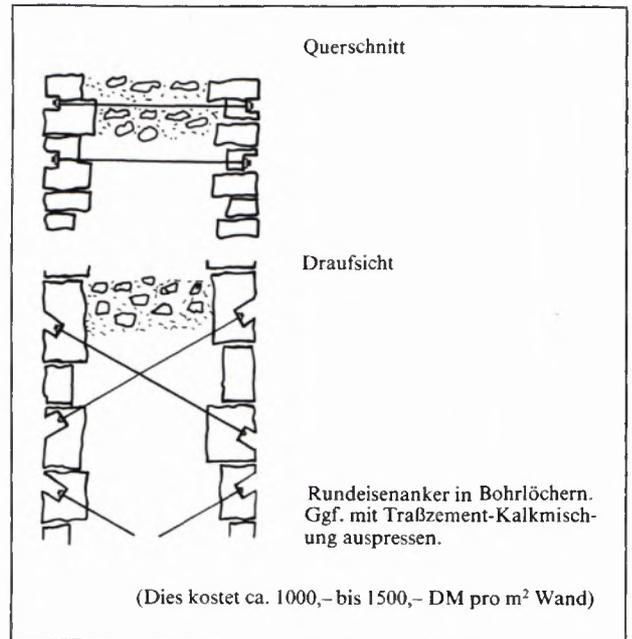
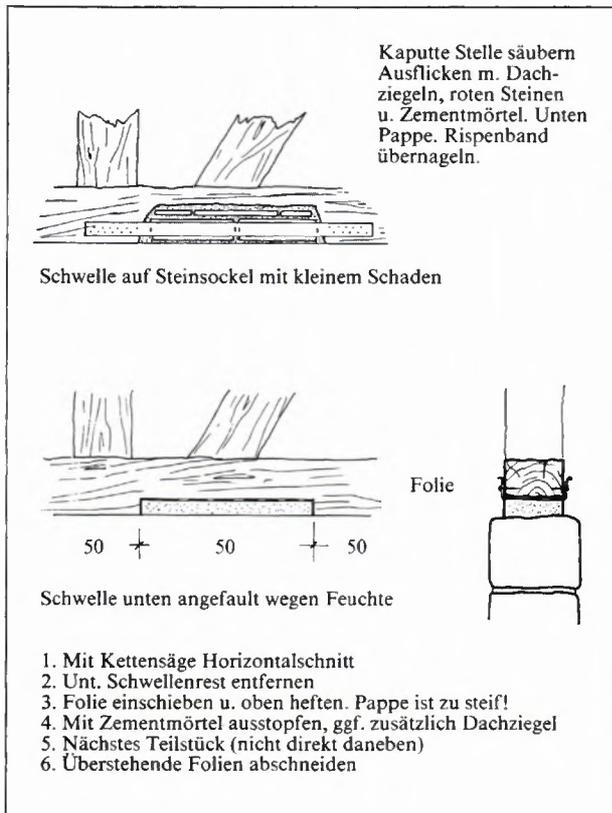
- Kaputte Pfosten mit Epoxydharz (+ Sägemehl) ausstopfen.
- Beta-Verfahren, siehe 1.2.2. b 2.
- Hohle Pfosten ausbauen, ausschaben, größere Risse und Fehlstellen mit Kanthölzern auswickeln, dazu Epoxydharz.
- Kaputte Pfosten mit Stahlbändern zusammenhalten (Abb. 12).
- Kaputte Pfostenfüße ausblatten und anstückeln (Abb. 12).
- Knicklänge der Pfosten durch Büge verkürzen.

1.2.5 Schwellen auf Stein (Abb. 13)

sind oft teilweise oder ganz verfault. Die Wand herausnehmen, absprießen, neu erstellen geht nicht immer und ist teuer.

- Nur sporadisch schlechte Stellen kann man herausnehmen, mit Stein und Mörtel füllen. Ein angenageltes Rispenband stellt die angeknackste Zugverbindung wieder her.
- Unten weitgehend verfaulte Schwelle trockenlegen (gem. Abb. 13).

13 REPARATUR von Schwellen auf Steinsockel.



14 ZWEISCHALIGE WAND.

2. Massivbau

Hier braucht man seltener einen Statiker. Auf ein paar spezielle Dinge sei hier aber eingegangen.

2.1 Zweischalige Wände (auch Stadtmauern, Abb. 14)

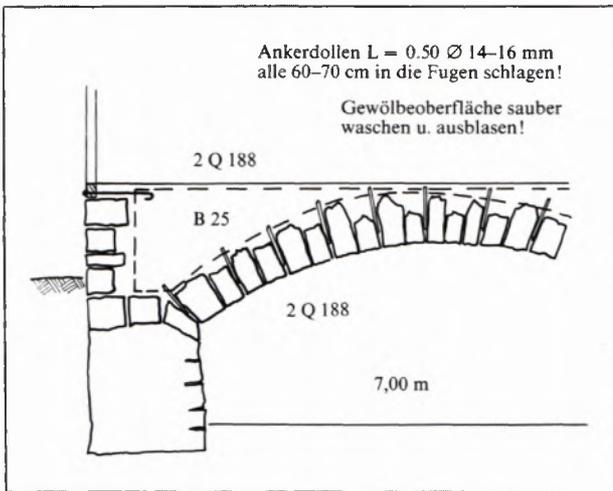
Konstruiert sind sie etwas „locker“: Zwischen zwei Schalen aus Quadermauerwerk sind Steine aller Art, „Straßendreck“ oder schmutziger Sand eingefüllt. Der Zusammenhalt der Wand ist miserabel. Letzteren kann man herstellen mit Rundisenankern. Nimm man hierfür Anker mit 16 oder 20 mm Stärke und ist die Wand trocken, kann man im allgemeinen auf eine Verpressung verzichten. Ist diese notwendig, dann nimmt man hierfür eine Traßzement-Kalk-Mischung. Stadtmauern oben abdichten. Wehrgangmauern kann man durch senkrecht eingebohrte Anker zu frei aus der Hauptmauer senkrecht ausragenden Wänden machen. Gegebenenfalls kann man Wehrgangmauern auch mit aussteifenden Spornen versehen oder die Aussteifung im Zusammenhang mit einer Überdachungskonstruktion lösen.

2.2 Fundamente

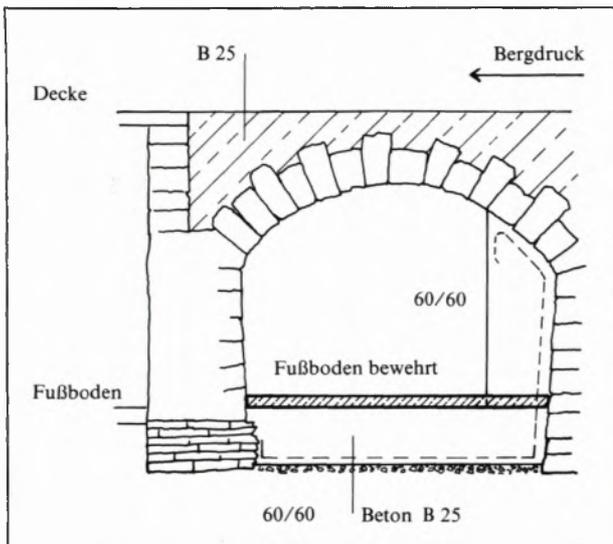
Alte Steinplattenfundamente sind meist nur 40–50 cm im Boden. Falls der Bauherr einverstanden und nicht empfindlich ist: belassen! Frosttiefe in Städten war in den Jahren 84/85 ausnahmsweise etwas tiefer. Austrocknungstiefe ist an stark besonnten Stellen 1,20–1,50 m laut Aussage des Geologen und nach eigener Erfahrung. Helfen Anschüttungen? Buschwerk? Bäume? Oder sonst etwas? Unterfangen kann man alte Fundamente auch in kleinen Abschnitten oder im Gesamten mit entsprechender Sprießung und neuen Wänden. Das ist eine Preis- und Denkmalsfrage. Isolierung gegen Kapillarfeuchte vorsehen.

2.3 Gewölbe

„Gesunde“ Gewölbe läßt man am besten in Ruhe. In Esslingen gibt es Häuser mit 2–3 Vollgeschossen und



15 GEWÖLBEVERSTÄRKUNG. Bessere Verteilung von Auflasten durch Beton und Baustahlgewebe. So praktiziert im Kloster, Bad Cannstatt. Pfeilerfrei!



16 BERGSEITIGE SPORNE ca. alle 4 m.

2-3 Dachgeschossen, die ihre Last über 4 dicke Eichenpfosten einem über 10 m gespannten Gewölbe schon jahrhundertlang „ins Kreuz drücken“!

Abb. 15: Verbessern kann man die Druckzone eines Gewölbes durch Aufbeton (hier kann man auch Holzschwellen horizontal anbinden). Die Stützlinie im Scheitel des Gewölbes liegt dann etwas mehr in der Mitte des Druckquerschnitts und die Krafteinleitung am Kämpfer wird auch günstig beeinflusst. Die von mir eingezeichneten Dollen mögen mit der Zeit rosten, aber die „Verkrallung“ der Gewölbesteine mit dem Beton bleibt bestehen. Das Baustahlgewebe kann Zugspannungen aufnehmen, dient aber in erster Linie der Lastverteilung.

Bei kranken Gewölben: Hier muß man etwas einbauen, jedoch so, daß die Querlüftung noch stimmt und die Osmose bleibt. Keine Betonschalen vor Wände!

Lösung für zu flaches Gewölbe z. B. mit Senkungen im Scheitel, so daß die Form nicht mehr stimmt:

a) Armierte oder gemauerte Seitenbacken.

b) MZ-100-Pfeiler unter Einzellasten von oben. Dabei ist es nicht nötig, das Gewölbe zu durchstoßen! Betonfundament. An der Gewölbeunterseite kleine waagrechte Flächen ausspitzen, dann satt untermauern. Gibt das Fundament ein bißchen nach oder (und) schwindet der Pfeiler: oben nachstopfen. Wesentlich kommt es hier nur auf eine Einsturzsicherung an. Durchstößt man das Gewölbe zwecks Einbringung von (unpassenden) Stahlbeton- oder Stahlstützen, erreicht man vielleicht nur, daß sich diese auch noch an das Gewölbe anhängen, wenn das Fundament nicht gerade auf Fels steht.

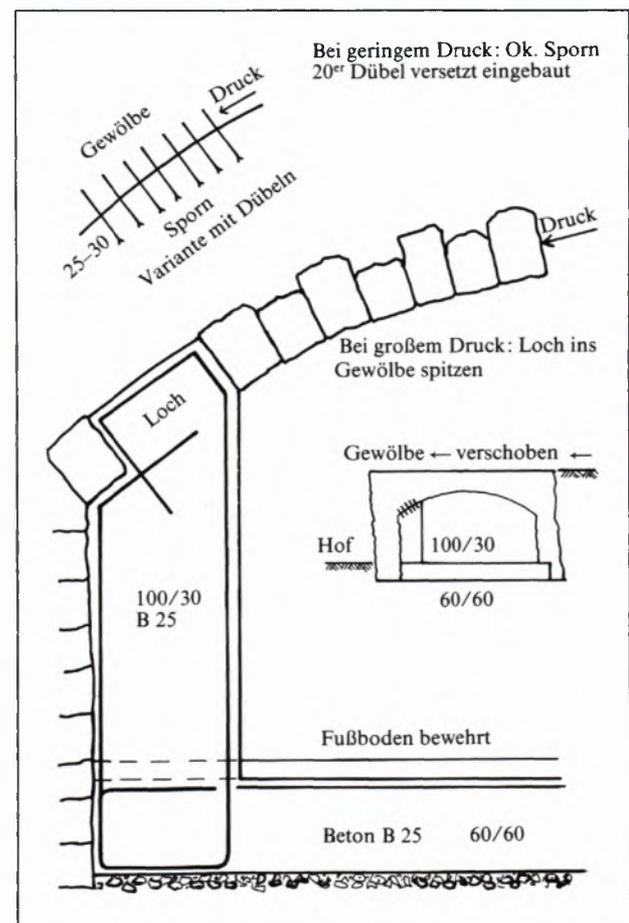
Bergseitige Sporne (Abb. 16) eignen sich auch für Keller, die gegen einen dahinter ansteigenden Hang sichern sollen. Aus Gründen der Gleitsicherheit sollte dann möglichst viel Last auf den Spornen sitzen.

Talseitige Sporne (Abb. 17) eignen sich zur Stabilisierung von Gewölben, die bereits talseitig ausgewichen sind. In gleicher Richtung verlaufende zusätzliche, bergseitige Sporne ermöglichen die Aufnahme noch größerer Horizontallasten.

c) Gewölberisse ausfugen (ausspritzen).

Einseitiger Bergdruck (Abb. 16) bei noch nicht schräg gestelltem Gewölbe. Sporne im Abstand von 4-5 m lassen sich sogar statisch nachweisen, wenn man die Erdruckwerte nicht allzu hoch ansetzt. In Verbindung mit einer leicht armierten Bodenplatte ergibt sich ein zusätzlicher Gleitschutz für das Gesamtgebäude (falls erforderlich). Sporne setzt man am besten unter Querwände der oberen Geschosse. Auflast bedeutet mehr Sicherheit gegen Gleiten.

17 TALSEITIGE SPORNE ca. alle 4 m.





ALS BEISPIEL FÜR DIENENDE STATIK *noch einmal das „Klösterle“ in Stuttgart-Bad Cannstatt (vgl. Nachrichtenblatt Heft 1/86):* Vorzustand im August 1976 und vorläufiger Endzustand 1984 der rückwärtigen Giebelseite mit einer Detailaufnahme, die das unverkrampte (ablesbare) Nebeneinander von Altholzern und Ergänzungen zeigt.

Eine Schlußbemerkung sei mir erlaubt: Vorstehende Ausführungen können folgendes nicht: a) der statischen Theorie und den Vorschriften immer gerecht werden und b) das weite Gebiet der Altbausanierung auch nur annähernd voll erfassen. Statik am Altbau lernt man kaum an den Hochschulen. Wer sich aber nachvollziehend und damit lernbereit mit Altbauten beschäftigt, wird erkennen, daß unsere Vorfahren eine gute Baugesinnung und Erfahrung hatten. Sie haben Bauten erstellt, vor denen wir (architektonisch und statisch gesehen) immer noch größte Hochachtung haben müssen. Hieraus erwächst für uns die Verpflichtung, uns diesen Schatz an Erfahrungen selbst anzueignen und die Altbauten im Sinne der damaligen Baumeister zu erhalten.

*Dipl.-Ing. Robert Eisinger
Schelztorstraße 10
7300 Esslingen*



Personalia



Peter Anstett †

Am 10. September 1986 starb unerwartet und viel zu früh Prof. Dr. Peter R. Anstett, der Leiter der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und Honorarprofessor der Universität Heidelberg. Alle, die ihn kannten, macht der plötzliche Tod dieses begeisterten Denkmalpflegers und sprühend-lebendigen Menschen tief betroffen. Peter Anstett starb erst 57jährig mitten in seinem denkmalpflegerischen Wirken. Nahezu 25 Jahre ist er tätig gewesen für die konservatorische Aufgabe, von deren Bedeutung er zutiefst überzeugt gewesen ist. Und demgemäß hat er auch stets entschieden gehandelt.

Den Grundstein für diesen Berufsweg legte der 1929 geborene Stuttgarter nach dem Krieg in Freiburg mit dem Studium der Kunstgeschichte – jener historischen Wissenschaft, die er immer als die unverzichtbare Grundlage verstanden hat, um die anschauliche Hinterlassenschaft aus der Geschichte in ihrer Bedeutung erkennen und sie als solche, als fortwirkende Vergangenheit, auch vermitteln zu können.

Besonders prägend wurde für ihn hier sein Lehrer und Doktorvater Kurt Bauch, der ihn auch zu jenem genauen, für den Beruf des Konservators so wichtigen Beobachten und Beschreiben hingeführt hat. Durch Bauchs Anregung, der er sich stets dankbar erinnert, befaßte Peter Anstett sich intensiv

mit der gotischen Baukunst am Oberrhein, woraus sich in der Folge auch das Thema seiner Dissertation über die St.-Martins-Kirche in Colmar entwickelte, mit der er 1962 sein Studium abschloß.

Schon in der Studienzeit war er verschiedentlich mit der Denkmalpflege in Berührung gekommen, so vor allem 1956 durch die Teilnahme an der archäologischen Untersuchung der St.-Cyriakus-Kirche in Sulzburg/Südbaden. Mit der archäologischen Bauforschung, mit der Untersuchung der Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen setzte dann auch sein Berufsweg an. Das umfangreiche Manuskript dieser Forschungsunternehmung hat ihn – nach Verzögerung in der Drucklegung – bis in seine letzten Tage hinein beschäftigt und ist nun, wie so vieles, für seine Kollegen eine Verpflichtung zur Weiterarbeit geworden.

Ab 1966 war Peter Anstett in der praktischen Denkmalpflege tätig, als Gebietsreferent, zunächst in Stuttgart, seit 1967 dann im Regierungsbezirk Tübingen. 1974 schließlich wurde ihm, nunmehr dem Hauptkonservator, die Leitung der Außenstelle Karlsruhe des 1972 neu gegründeten Landesdenkmalamtes übertragen.

Peter Anstett war ein bundesweit angesehener Konservator, umfassend im fachlichen Wissen, umfassend auch in der Kenntnis des Landes und vorbehaltlos in der Intensität seines Wirkens. Er gehörte dem Vorstand des Deutschen Kunsthistorikerverbandes an. Er war ein Denkmalpfleger, dem die Mittelalterarchäologie ebenso vertraut war wie die Denkmalinventarisierung, Theoriefragen genauso wie die vielfältige Herausforderung der Praxis, der oberschwäbische Barock genauso wie das Kloster Maulbronn, dem er ganz besonders verbunden war.

Er war förmlich gedrängt zur Fürsorge für seine Mitarbeiter und gleichermaßen voller Freude in der Weitergabe seiner Erfahrungen wiederum an die nachwachsende Generation, an die Studenten; er war ja frühzeitig schon Lehrbeauftragter an der Universität Tübingen und zuletzt Honorarprofessor an der Universität Heidelberg – und damit

auch auf dieser Ebene einer Denkmalpflege verpflichtet, die auch er vor allem als Daseinsvorsorge für die Zukunft verstanden hat.

Peter Anstett war geprägt von der Disziplin des vielseitigen Wissenschaftlers, er war leidenschaftlich engagiert in der überzeugenden Vermittlung des Denkmalthemas an die Öffentlichkeit; er war niemals ausgerichtet auf den vordergründigen Erfolg, sondern in erster Linie orientiert am Wissen um die Verletzlichkeit und um die Würde des Geschichtsdenkmals – eine Haltung, die bei ihm besonders emotionell ausgeprägt war; sie war getragen von der Liebe zur großen Gemeinde der ihm anvertrauten Denkmäler.

Peter Anstett wurde aber vor allem auch geschätzt durch seine spontanfröhliche Persönlichkeit, durch seine Heiterkeit, die für ihn wie für seine Mitarbeiter eine tragende, eine motivierende Kraft gewesen ist. Auch darin wird er uns als Kollege und all jenen, die ihm nahestanden, unvergessen bleiben.

August Gebeßler



Herbert Hoffmann †

3. 10. 1905–3. 4. 1986

Unser Kollege Hoffmann hat uns für immer verlassen. So, wie er uns aus den Jahren gemeinsamer Tätigkeit in Erinnerung geblieben ist – still, ohne Aufhebens seiner Person, immer freundlich – so durfte er aus einem friedlichen Schlummer von uns gehen. Das Bild, das er uns von sich hinterlassen hat – ob an seinem kleinen Tischchen im Fünfeckturm sitzend, über unentbehrlicher Lektüre nachdenklich gebeugt, grübelnd, sammelnd, schreibend, oder draußen beratend bei gestalterischen Fragen mit zuverlässigem Qualitätsgefühl zu Ordnung und Urteil findend – immer war das Bild, das er von sich vermittelte, gleichbleibend und stetig, in sich ruhend und scheinbar unangreifbar. Wie weit seine empfindsame Natur im Inneren verletzbar war, mag offen bleiben, nie ließ er dergleichen nach außen dringen, niemals fordernd, gar aggressiv, doch stets hilfreich und mitteilbar aus seinem Schatz an Erlerntem und Erfahrenem, wann immer man an ihn herantrat.

Anfang Mai 1946 trat Herbert Hoffmann in das kurz zuvor neu geschaffene Württ. Landesamt für Denkmalpflege Tübingen ein. Dieser Schritt kam beiden Partnern zugute: Dem Amt, durch die Zonengrenze aller ehemaligen Verbindungen beraubt und bei der Fülle des süddeutschen Denkmälerbestandes mit nur zwei Akademikerstellen hoffnungslos unterbesetzt, das nun den dringend nötigen Kunsthistoriker erhielt – und ihm, seit Ende der Kriegsgefangenschaft bei seiner evakuierten Familie in Heidenheim lebend, der jetzt seine seit Kriegsbeginn brachliegende wissenschaftliche Tätigkeit wieder aufnehmen und hier sein umfangreiches Wissen in eigener Verantwortung einbringen konnte.

Geboren in Görlitz, am 3. Oktober 1905, dort Besuch des Gymnasiums bis zur Reifeprüfung 1925. Dann Studium der Kunstgeschichte, Germanistik mit Theaterwissenschaft und Neuere Geschichte an den Universitäten Mün-

chen, Wien, Berlin und Königsberg, wo er 1931 mit seiner Dissertation „Das Görlitzer barocke Schultheater“ mit summa cum laude promoviert wurde.

Anschließend als Assistent der Städt. Kunstsammlungen in Görlitz, als Leiter des dortigen Graphischen Kabinetts und als Mitarbeiter an einer Vielzahl von Kunstausstellungen tätig sowie auf einer Reihe von Studienreisen sich weiterbildend, wurde er am 1. 5. 1934 mit der Leitung des Stadtmuseums und der wissenschaftlichen Stadtbibliothek in Zittau beauftragt, wo er bis zu seiner Einberufung im Juni 1940 wirkte. In diesem reich bestückten Museum mit den angegliederten beiden Zweigmuseen sowie der Bibliothek mit ihrem Bestand aus einer Johanniterkommende des 16. Jahrhunderts mit einer Vielzahl von Inkunabeln, Handschriften, alten Dissertationen und Familienarchiven, konnte Herbert Hoffmann sein immenses Wissen in wissenschaftlicher Museumsarbeit, in Ausstellungs- und Verwaltungspraxis und Bibliothekswesen sich erwerben, das ihn für die kommende Tübinger Tätigkeit prädestiniert erscheinen ließ.

Ihm wurde sofort eine kaum überschaubare Fülle an Aufgaben zugewiesen, die die ganze Kraft eines humanistisch gebildeten, an Idealen gewachsenen Menschen erforderten. Es waren die denkmalpflegerische Betreuung der beweglichen Kunstwerke, also der Gemälde, Skulpturen, Altäre, Glocken und auch der Wandgemälde, die Mitarbeit bei der Inventarisierung der Kunstdenkmäler, dazu die Museumspflege, also Betreuung, Wiederaufbau und Neuordnung der über 50 Heimatmuseen des Landes. Diese kulturellen Pflegestätten, aus unterschiedlichen Verhältnissen erwachsen und fast ausschließlich ohne jede wissenschaftliche Leitung, brauchten eine wegweisende Hand, die ihnen Herbert Hoffmann als erfahrener Museumsmann in reichem Maße bieten konnte. Sein Referat 1961 vor dem Denkmalrat gab aufschlußreich und eindrucklich wieder, was vom Dezennium der Zittauer Museumsarbeit ihm jetzt als reife Frucht zur Verfügung stand. Einrichtungen wie in Münsingen, Biberach, Tübingen, Horb, Riedlingen u. a. m. zeugen von seinem Engagement. Insbesondere ist das Städt. Museum Friedrichshafen zu nennen, dessen Bestand an Kunstwerken des Bodenseeraumes zu einem erheblichen Teil seinen Ankaufempfehlungen zu verdanken ist. Seine Ernennung zum ehrenamtlichen Geschäftsführer des Württ. Museumsverbandes durfte er zurecht als eine Auszeichnung seiner Bemühungen ansehen.

Daß er bei seiner Anstellung sich weit unter Wert verkaufen mußte und erst nach jahrelangen vergeblichen Eingaben der Amtsleitung die Besoldungsstufe erhielt, die seiner Ausbildung und seiner Mitwirkung an z. T. hoheitlichen

Aufgaben entsprach, muß man gleichfalls wissen. Aber so ist das hier im Ländle! 1954 wurde ihm dann mit der Verleihung des Titels Konservator die öffentliche Anerkennung endlich zuteil.

Seine verwaltungsrechtlichen Erfahrungen und Kenntnisse waren Anlaß, ihm in steigendem Maße die Bearbeitung solcher Vorgänge zu übertragen, die sich bei der Auflösung von Fideikommissen, bei der Auswirkung der Besteuerungen, der Bodenreform und des Lastenausgleichs im Hinblick auf die Erhaltung und Pflege von Denkmalbauten für das Amt ergaben. Zu diesen Aufgaben zählte dann auch die Verwaltung und Rückführung der verlagerten Kunstwerke der Stuttgarter und Kölner Museen und Bibliotheken aus 108 Verlagerungsdepots mit Tausenden von Gemälden, Skulpturen, Graphiken, Möbeln, Gobelins und Werken des Kunsthandwerks und der Kleinkunst – eine Aufgabe, die Taktgefühl, Sachkenntnis und große Umsicht verlangte.

Aus der Bestandsaufnahme dieser Depots entstand die Idee, mit einer großen Ausstellung das beglückende Ereignis zu feiern, daß eine Vielzahl bedeutendster Kunstwerke, eine wahre Liste von Weltrang, hier im Lande vor der Vernichtung bewahrt geblieben war. Im Tübinger Kunstgebäude konnten vom September 1946 bis März 1947 die „Meisterwerke aus 9 Jahrhunderten“ gezeigt werden. An Auswahl und Präsentation wie auch am Katalog mit seinem Artikel „Romanik“ hatte Herbert Hoffmann einen wesentlichen Anteil.

Auch den Aufbau und kontinuierlichen Ausbau der Bibliothek des Tübinger Amtes durfte er bei seiner Pensionierung 1970 als Leistung für sich in Anspruch nehmen. Wie Bücher ihm zum unverzichtbaren Bestandteil seines Lebensweges gehörten, so schrieb er auch selber gerne, die Menge seiner Artikel im Nachrichtenblatt und im Rahmen der Landkreisdarstellungen berichten davon. Wenn die Kollegen meinten, er würde nun im Ruhestand aller Arbeitsbürde ledig befreit aufatmen, so überraschte er sie wieder einmal. Denn jetzt begann und beendete er in jahrelanger intensiver Kleinarbeit, mit enormem Detailwissen und mit sicherem Qualitätsgefühl den Katalog der Gemälde und Skulpturen des Städt. Museums Biberach. Wir alle danken ihm.

Wolfram Noeske

Neuerscheinung

Reihe „Arbeitshefte“ des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg

Heft 1 Ortsanalyse

Zur Erfassung und Bewertung historischer Bereiche von Richard Strobel und Felicitas Buch
Konrad Theiss Verlag, Stuttgart
92 Seiten mit 305 Abbildungen.

Bisher fehlte ein Medium, in dem ganz pragmatisch „aus der Praxis“ der Denkmalpflege „für die Praxis“ aller an der Erhaltung historischer Substanz Beteiligten informiert werden konnte. Dieser Kreis der Beteiligten ist sehr groß und hat sehr unterschiedliche Interessen. Dem soll die Themenvielfalt der neuen Reihe „Arbeitshefte“ des Landesdenkmalamts in aktueller Weise entsprechen. Sie werden Erkenntnisse und Erfahrungen aus der täglichen Arbeit der Inventarisatoren, Bauforscher, Konservatoren, Restauratoren, Architekten u. a. vermitteln.

Das erste Arbeitsheft „Ortsanalyse“ ist der Erfassung und Bewertung historischer Bereiche gewidmet, deren Erhaltung und behutsame Weiterentwicklung seit einer Reihe von Jahren fester Bestandteil des Städtebaues ist. Historische Fragestellungen und Untersuchungsmethoden, die geeignet sind, den Umgang mit den Altstädten, den Dorfkernen und den Erweiterungsgebieten des 19. und des beginnenden 20. Jahr-

hunderts qualifizierter zu gestalten, sind im Städtebau jedoch noch weitgehend unbekannt. So geht trotz bester Absichten erhaltenswerter historischer Bestand durch Unkenntnis, fehlerhafte Einschätzung oder ungeeignete Behandlung nach wie vor ohne Not zugrunde. Deshalb soll in diesem Heft gezeigt werden, wie durch eine historische Ortsanalyse die geschichtlichen Qualitäten überlieferter Bauten und Bereiche, besonders auch die künstlerischen und städtebaulichen Leistungen aus vergangener Zeit, erfaßt und bewertet werden können.

Das Heft wendet sich an alle, die mit geschichtlich geprägten Baubereichen befaßt sind: kommunale Entscheidungsträger, Fachbehörden, Planer, Bürgerinitiativen, historische Vereine. Ausgangspunkt jeder Ortsanalyse ist als kleinstes Element das Haus. So finden auch Bauherren und Architekten Hinweise auf Methoden, mit denen das einzelne Gebäude auf seine historische Wertigkeit hin erforscht werden kann.

Kulturdenkmale, Gesamtanlage und erhaltenswerte Bauten Konstanz

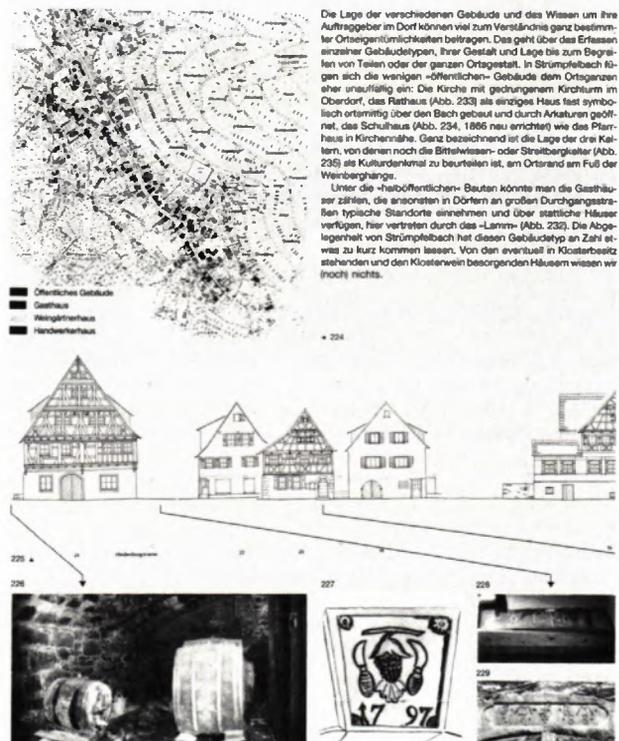


Altstadt

Die ganze Altstadt von Konstanz ist von so großer wissenschaftlicher, künstlerischer und heimatsgeschichtlicher Bedeutung, daß sie als Gesamtanlage im Sinne des DStG zu würdigen ist. Ihre Erhaltung liegt im besonderen öffentlichen Interesse. An der Postgartenstraße soll dies mit Rückverweis auf die verschiedenen Ansätze am Kleinen Ausschritt – dennoch repräsentativ für die Altstadt – vorgestellt und begründet werden.

Viele Konstanzer Straßen und Plätze sind in ihrer fast originalen mittelalterlichen Gestalt überliefert. Andere erkühnen durch Auswechslung einzelner Häuser oder ganzer Hauszeilen eine Umwandlung, deren historische Wertigkeit jeweils zu überprüfen ist. Die Postgartenstraße ist ein Beispiel mit vielen Facetten für eine Bauweise, die um 1900 neu entstand. Die damals konzipierte Geschäfte- und Miethausarchitektur kann die Ergebnisse eines wirtschaftlichen Aufschwungs gesehen werden, der die Bereiche in Bahnhofs- und Marktnähe intensiver als andere Viertel erfaßte.

Soziotopographie Strümpfelbach



Die Lage der verschiedenen Gebäude und des Wessens um ihre Auftraggeber im Dorf können viel zum Verständnis ganz bestimmter Ortseigenlichkeiten beitragen. Das geht über das Erfassen einzelner Gebäudetypen, ihrer Gestalt und Lage bis zum Begreifen von Teilen oder der ganzen Ortsgeometrie. In Strümpfelbach fügen sich die wenigen „öffentlichen“ Gebäude dem Ortsgerüst eher unauffällig ein: Die Kirche mit gedrungener Kirchturm im Oberdorf, das Rathaus (Abb. 233) als einziges Haus fast symbolisch ortsmittig über den Bach gestülpt und durch Arkaturen geöffnet, das Schulhaus (Abb. 234, 1895 neu errichtet) wie das Pfarrhaus in Kirchennähe. Ganz bezeichnend ist die Lage der drei Kellern, von denen noch die Bittelwies- oder Straßbergkeller (Abb. 235) als Kulturdenkmal zu beurteilen ist, am Ortsrand am Fuß der Wessenbergänge.

Unter die „halböffentlichen“ Bauten könnte man die Gasthäuser zählen, die ansonsten in Dörfern an großen Durchgangstraßen typische Standorte einnehmen und über städtische Häuser verfügen, hier vertreten durch das „Lamm“ (Abb. 236). Die Abgelegenheit von Strümpfelbach hat diesen Gebäudetyp an Zahl etwas zu kurz kommen lassen. Von den eventuell in Klosterbesitz stehenden und den Klosterweien besorgenden Häusern wissen wir (noch) nichts.

Buchbesprechungen

O. Rau und U. Braune: Der Altbau, Renovieren, Restaurieren, Modernisieren. Verlagsanstalt Alexander Koch, Leinfelden-Echterdingen 1985.

Im satten Quadratformat liegt der über 300 Seiten starke Band in der Hand. Das gewichtige Buch mit dem ebenso lapidaren wie anspruchsvollen Titel „Der Altbau“ tritt bereits mit formalem Anspruch an.

Das Handbuch der beiden vielseitig versierten Architekten Otfried Rau (*1933) und Ute Braune (*1953) versucht, den Charakter eines Lehrbuchs mit dem eines Nachschlagewerks zur Altbau-Instandsetzung und -Modernisierung zu finden.

Ob auch der Inhalt dem selbstgesetzten Ziel von Verleger und den Autoren gerecht wird? Wie stellt sich das Buch unter dem Gesichtswinkel der Denkmalpflege dar, jener staatlichen Einrichtung, deren tagtägliche amtliche Aufgabe „der Altbau“ ist, welcher sich durch geschichtliche, künstlerische oder wissenschaftliche Bedeutung aus den übrigen Altbauten „abheben“, herauslesen läßt?

Die im öffentlichen Interesse stehende Aufgabe, ein Denkmal zu erhalten und die selbstgestellte Aufgabe der Renovierung und Modernisierung eines Altbaus können mit ihren Ergebnissen identisch (seltener), aber (leider viel öfter) auch grundverschieden sein; entsprechende Horrorbilder begegnen uns täglich: Die Grenzen zwischen Altbau-Modernisierung und Instandsetzung von Denkmälern sind in jedem Fall fließend.

So interessiert die Zielrichtung des Buchs: Von welcher Warte aus sehen die beiden Autoren ihr – und „unser“ – Thema; welche Rolle spielen zum Beispiel die Produkte der Altbau-Sanierungs-Industrie?

Nach kurzem Blättern erweist sich das Buch als ausführliches Lehr- und Motivationsbuch. Die Autoren machen schon auf den ersten Seiten ihre Absicht klar: „Dieses Buch will helfen, den Weg zu finden zu einem neuen Bewußtsein im Umgang mit dem überlieferten baulichen Erbe.“

Wer so spricht, will nicht als verhinderter Neubau-Architekt oder als Indu-

strie-Vertreter auf die Suche nach neuen Märkten gehen. Beiden Autoren geht es vielmehr darum, den Lesern schmackhaft und Mut zu machen, dem/„ihrem“ Altbau gewissermaßen „aufs Maul zu schauen“ und vor unreflektierten fehlerträchtigen Rezepten zu warnen, die sich oft genug im Umgang mit modernen Baustoffen und einem falsch verstandenen Perfektionismus am Altbau mit Spätschäden rächen.

Also typische Denkmalpflege-Architekten, könnte man aus den Einleitungskapiteln folgern, bis man auf den Abschnitt Denkmalpflege stößt. Hier rechnen die Autoren mit Denkmalbehörden ab, bei denen, wie sie sagen, auch heute die „Abneigung zuweilen nicht unbegründet“ sei. Gerade Architekten, welche sich engagiert für die Erhaltung alter Bauten einsetzen würden, sowie praktische Fragen und Probleme stünden oft gegen eine dogmatische Haltung der Denkmalpfleger, die „in der Regel nicht Architekt, sondern Historiker, Archivar, Archäologe oder Restaurator“ seien. Offenbar müssen die beiden recht schlimme Erfahrungen mit dieser besonderen Gattung von Amtspersonen gemacht haben! Ihre Schlußforderung in diesem Kapitel lautet: „Der musealen Denkmalpflege (die es in Wirklichkeit weit seltener gibt als dieses modische Schlagwort), solle „immer mehr eine lebendige Bauerhaltung gegenüberstehen“. Eigentlich müßte der rezensierende amtliche Denkmalpfleger schmolldend bis sauer darauf reagieren.

Doch wer über die letzte Reizformel: „Man kann ein Haus durch Restaurieren töten und durch einen übertriebenen Gestaltungswillen zerstören“ noch hinweglesen kann, gewinnt mehr und mehr den Verdacht, daß die beiden Autoren eine Kluft zur Denkmalpflege mehr aus taktischen Gesichtspunkten aufgerissen haben: Die formulierte Distanz zur Denkmalpflege, so könnte ihr Kalkül lauten, kann den Kreis der Adressaten, die Zielgruppe der Leser beträchtlich erweitern.

Denn: Sowohl die übrigen Einleitungstexte, wie die beiden Teile A und B könnten genauso gut von einem erfahrenen (und damit auch in aller Regel der Praxis offenen) Denkmalpfleger geschrieben worden sein – die beiden Autoren mögen es mir verzeihen!

Der Teil A – Grundsatzfragen der Altbauerneuerung – kümmert sich um historische Baumaterialien (einschließlich Lehm, Stroh, Reet und der Bindemittel!). Im Kapitel über baubiologische Aspekte erfährt der Leser, daß und wie alte Häuser im engeren Einklang mit ihrer natürlichen Umgebung gebaut wurden, weniger gegen sie. So kommt auch das Thema der Erdstrahlen zur Sprache, die für die Befindlichkeit der Bewohner Bedeutung haben können, auch die Giftigkeit mancher moderner Baustoffe, die Wirkung verschiedener Heizungstypen und von Elektrizität auf den Menschen. Im Abschnitt über Energie-Einsparung wird zu Recht vor übertriebenem Abdichten der Fenster gewarnt, welche – zur Dauerbelüftung geöffnet – als Energieverschwender in der Gesamtbilanz den undichten alten Fenstern eine falsche Konkurrenz machen! Das Stichwort Finanzierung wird vergleichsweise sehr knapp abgehandelt.

Der Teil B – Praktische Durchführung – ist der umfangreichste Komplex des Buchs. Die Autoren führen in sieben Kapiteln durch die Stadien der Planung bis zur Ausführung, dort mit praktischen Hinweisen zu den verschiedenen Baubereichen (im Erdreich, Außenwand, Fassade, Dach, Geschoßdecke, Innenwand, Treppe, Haustechnik). Es schließen sich vier Sonderkapitel an zum Wärmeschutz, Holzschutz, Lebensraum Haus und Garten und Farbgebung/Anstrichtechnik. Hier entfaltet sich auf 240 Seiten ein breites Detailwissen zweier Leute vom Fach, die alle vorgestellten Verfahren beschreiben, werten und praktische Ausführungshinweise geben, aber wo erforderlich auch Nachteile und Gefahren nicht verschweigen.

Unzählige meist nur kleinformatige Bilder durchziehen kommentierend das Buch und belegen, daß sie nicht Selbstzweck sind. Nur mit wenigen, meist verlockend atmosphärischen größeren Abbildungen wird diese Regel durchbrochen. Mit vielen erläuternden Diagrammen und Zeichnungen werden die Informationen wirkungsvoll abgerundet.

Enttäuscht werden die Leser, die sich in dem Buch Entwurfsrezepte für Umgestaltungen oder Erweiterungen von Altbauten erhoffen würden: Bescheiden

und weise zugleich wurden solche Themen ausgeklammert – (modische) Anleitungen zu einem „Schöner Wohnen“ im Altbau gehört nicht zum Programm des Autorengespans Rau/Braune.

Durch Berücksichtigung mancher regionaler Eigenarten entgeht das Buch der Gefahr, zu speziell auf eine bestimmte Hauslandschaft in Deutschland zugeschnitten zu sein. Bei der Vorstellung von Mörtel- und Putzgruppen und/oder im Kapitel Trockenlegung von Mauerwerk wurde leider nicht genug darauf hingewiesen, daß eine gute Trockenlegung von Putz-Oberflächen in vielen Fällen (auch ohne komplizierte Bohrloch-Verfahren) mit einem besonders großporigen und hoch-dampfdiffusionsfähigen Putz erreicht werden kann. Daß manche Nässe in unbeheizten (Alt-)Bauteilen nur durch falsches Lüften entsteht, und welche Bedeutung eine intensive Belüftung der Dachräume für die Erhaltung der Holzkonstruktion besitzt, hätte mit zu den Renovierungstips dazugehört.

Einer der größten Vorzüge des Buchs ist, daß es ganz frei von Schleichwerbung für bestimmte Produkte des Baumarktes ist!

Nach dem Diagonal-Lesen in dem übersichtlich organisierten Buch möchte der Denkmalpfleger es allen seinen Gesprächspartnern als Lektüre empfehlen; vom angehenden interessierten Altbau-Besitzer (der nicht ausschließlich die Rentabilität seines Projekts im Auge hat), über die freiberuflichen und amtlicherseits mit Altbauten befaßten Architektenkollegen bis hin zu Gesprächspartnern im eigenen Hause.

Die weiterführenden, arg bescheiden extrem klein gedruckten Literaturhinweise werden ebenso dankbar zur Kenntnis genommen wie die Schlußbemerkung der Autoren, daß bei der dreijährigen Arbeit an dem Buch noch deutlicher geworden sei, daß der sorgfältige, liebevolle Umgang mit alten Häusern die beste Schule für Architekten sei. „Wenn wir richtig hinschauen, hinhören, können wir vieles erfahren, lernen und in uns aufnehmen, was Baumeister, Künstler und Handwerker früher beherrschten und vieles, was verschüttet ging, entdecken wir neu...“ Ein Plädoyer für Altbau-In-

standsetzungen ganz und gar im Sinne der Denkmalpflege! Und dies in einer (unamtlich) klaren, gedrängten Ausführlichkeit, die allen Respekt verdient.

„Der Altbau“ dürfte im Bücherregal kaum verstauben! *Norbert Bongartz*

*

Petra Sachs: Bauernhäuser im Bodenseekreis. Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen 1985. 411 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und einer Übersichtskarte.

Im Gegensatz zu anderen Forschungsgegenständen, die eine relativ kontinuierliche Zuwendung erfahren haben, verzeichnet die Bauernhausforschung ein ständiges Auf und Ab. Der intensiven wissenschaftlichen Beschäftigung um die Jahrhundertwende und in den dreißiger Jahren folgten jeweils Zeiten der Stagnation. Gegenwärtig befindet sich die Erforschung bäuerlicher Kultur wieder im Aufwind, wie die zahlreichen, allein in Baden-Württemberg im Entstehen begriffenen Freilichtmuseen und die vermehrten Publikationen auf diesem Sektor bezeugen.

Das von Petra Sachs im Auftrag des Bodenseekreises herausgegebene Buch, das im Rahmen eines Projektes „Bauernhausstraße“ entstand, ist als handlicher Wegweiser gestaltet, der sich sowohl an den Fachmann wie auch an den kunst- und heimatgeschichtlich interessierten Laien wendet. Auf fast 170 Seiten sind vier Routenvorschläge für Besichtigungstouren ausgearbeitet. Der Routenverlauf ist auf einer beiliegenden Übersichtskarte markiert. Alle Objekte werden in informativen Kurztexen und oft auch in kleinformatigen Fotos vorgestellt. Mitunter fehlt allerdings ein Datierungshinweis. Den größeren Teil des Buches nehmen übersichtlich gegliederte einführende Kapitel über „Die Landwirtschaft: Voraussetzungen und Elemente bäuerlichen Lebens und Arbeitens“, die „Hausformen im Bodenseekreis“ und „Das Dorf und seine Sonderbauten“ ein, die das Gesehene in einen größeren Zusammenhang stellen und vertiefen. Diese Kapitel sind ebenfalls reich illustriert mit Fotos, Bauaufnahmen und historischen Plänen. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ausführliche Register beschließen das Buch.

Der Titel „Bauernhäuser im Bodenseekreis“ ist etwas irreführend und erfährt erst im Untertitel auf der Umschlagseite: „Ein Führer zu Zeugnissen ländlicher Baukultur“, eine Korrektur. Denn vorgestellt werden nicht nur Bauernhäuser und die zugehörigen Nebengebäude bis hin zu modernen Aussiedlerhöfen, sondern u.a. auch Mühlen, Wirtshäuser, Bahnhöfe, Rathäuser, Fabriken, Kirchen und Bildstöcke. Auch neuere öffentliche Gebäude, etwa die 1975/76 als Flachdach-Betonbau errichtete Theodor-Heuss-Schule in Mekenbeuren-Buch oder die 1984 eingeweihte Mehrzweckhalle in Frickingen, werden aufgeführt. Die ländliche Baukultur wird also in einem sehr umfassenden Sinn behandelt und das einzelne Objekt durch diese Zusammenschau wirtschaftlicher, sozialer und historischer Faktoren in seinen vielfältigen Verflechtungen angemessen gewürdigt.

Das Buch entstand, als gleichzeitig vom Landesdenkmalamt die systematische Erfassung der Kulturdenkmale im Bodenseekreis betrieben wurde. Sehr eng sind daher auch die wechselseitigen Beziehungen dieses Buches zu den Kulturdenkmallisten. Aufgrund seines breiteren wissenschaftlichen Ansatzes geht das Buch aber über die Angaben in den Kulturdenkmallisten hinaus.

Die im Vorwort formulierten Ziele, „die meist weniger aufsehenerregenden Zeugnisse der Alltagsgeschichte und -kultur in den Mittelpunkt des Interesses“ zu stellen und einen „Anreiz zur Besichtigung der für den Bodenseekreis typischen ländlichen Hausformen an Ort und Stelle, d.h. in der ihnen angestammten und gewachsenen Umgebung“ zu bieten, werden mit dieser Publikation vollauf erreicht. Bleibt abschließend zu wünschen, daß möglichst viele der vorgestellten Objekte noch lange unbeeinträchtigt an ihrem angestammten Platz verbleiben, und daß für andere Landkreise ein Denkanstoß gegeben wurde, ähnliche Veröffentlichungen zu projektieren. *Eckart Hannmann*

*

Lukas Högl: Burgen im Fels. Eine Untersuchung der mittelalterlichen Höhlen-, Grotten- und Balmburgen der Schweiz (= Schweizer Beiträge zur Kul-

turgeschichte und Archäologie des Mittelalters Bd. 12). Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1986. 220 S., 164 Abb. und Zeichnungen, zahlreiche Planbeilagen.

Höhlen-, Grotten und Balmburgen, vom Verfasser unter dem übergeordneten Begriff der Höhlungsburg zusammengefaßt, sind bisher nur selten Gegenstand archäologischer oder auch historischer Untersuchungen gewesen. Sicher war dafür auch der hohe Grad an Unzugänglichkeit verantwortlich, der diese abgelegenen und zuweilen auch vergessenen Objekte auszeichnet. Derartige Burgen, eine typische Erscheinung der Gebirgsgegenden, werden nun erstmals in einer Monographie thematisiert. Zunächst werden in Text und Bild ausführlich die Höhlungsburgen der Kantone Tessin und Wallis behandelt, wobei nicht nur Bestand und Geschichte, sondern auch Berichte und Sagen (allg. Volksüberlieferung) vorgestellt werden. Anschließend werden die Höhlungsburgen der übrigen Schweiz, die bisher schon besser bekannt waren, gleichermaßen beschrieben. Insgesamt umfaßt der Katalog 40 Nummern. Es schließen sich an der Katalog der Kleinfunde, die bei Ausgrabungen in der Casa dei Pagani bei Malvaglia (Tessin), einer Balmburg, gemacht wurden und die die üblichen Fundgruppen umfassen, sowie ein kleiner Katalog einiger Streufunde. Kurze Beschreibungen, Zeichnungen und Fotografien dienen der Darstellung. Auf dieser Dokumentation basieren die über die bloße Bestandsaufnahme hinausgehenden weiteren Untersuchungen, die sich zunächst der Frage des Bauplatzes wid-

men, um dann Fragen der Konstruktion anzugehen. Hinsichtlich letzterer ist z. B. festzustellen, daß die Tessiner und Walliser Bauten im Gegensatz zu denen der übrigen Schweiz vergleichsweise primitiv oder bäurisch wirken. Die Darstellung der Raumstruktur führt zur Frage nach Nutzung und Schicksal der Bauten, die natürlich differenziert betrachtet werden müssen, um dann Aspekten der Gestaltung nachzuspüren.

Bis zu diesem Punkt, die ersten 200 Seiten, dürfte sich gegen die Ausführungen eigentlich kein Widerspruch erheben. Die letzten 20 Seiten jedoch könnten solchen sehr leicht provozieren, werden hier doch aufbauend auf der Volksüberlieferung gewagte Schlußfolgerungen präsentiert. Nach einer durchaus nicht ungewöhnlichen Untersuchung der Namengebung der Höhlungsburgen wurden die volkstümlichen Traditionen aus dem Umkreis der Höhlungsburgen ausgebreitet. Durch einfache Verknüpfung der Aussagen des vorgefundenen Sagenmaterials stößt der Verfasser zur Bedeutung von Elementen vor, die er als „umfassendes Weibliches“, als „erdhafte Mütterlichkeit“ zu umschreiben versucht, und die er besonders in den Höhlungsburgen auf einer symbolistischen Ebene derselben wiederfindet (nicht selten aber auch auf Höhenburgen). Er spürt also dem inneren Zusammenhang zwischen den konkreten baulichen Fakten, den Artefakten auf der einen und ideellen Werten und gesellschaftlichen Größen auf der anderen Seite nach.

Zwei Prinzipien stellt er einander gegenüber: Dem „erdhaft Mütterlichen“ die „weiße“ Welt der „geistigen, männ-

lichen Kultur“, wobei ersteres vereinfacht gesprochen in den ausgenützten natürlichen Gegebenheiten bzw. dem Bezug auf diese oder der auffallend gerundeten Baugestaltung der Walliser Höhlungsburgen sich zu erkennen geben soll, während letzteres Prinzip sich eher in geometrischen Linien äußert, in der geometrisch definierten Form. Stein und Geometrie, Materie und Idee stehen sich somit gegenüber und durchdringen sich nicht selten gegenseitig. Die Gültigkeit dieser Prinzipien weitet Verf. seine Überlegungen abschließend noch aus, und zwar auf die Gesamtheit der profanen Repräsentationsarchitektur des Mittelalters zumindest der Schweiz.

Abschließend läßt sich sagen: Man kann der Hypothese und dem auf ihr aufgebauten Gedankengerüst folgen, man kann sie aber auch bestreiten, was angesichts der nicht unbedingt tragfähigen Beweis- und Belegführung nicht schwerfallen dürfte. Man sollte sie aber auf jeden Fall rezipieren, ihre Tragfähigkeit an anderem Material überprüfen, aber auch die Zulässigkeit der vorgenommenen Gedankenverbindungen reflektieren. Und man sollte durch die für die Schweiz vorgelegte Bestandsaufnahme auch für unseren Raum sensibilisiert werden, wo derartige Anlagen bisher kaum beachtet wurden, es sie aber gibt, wie das Beispiel am Isteiner Klotz zeigt, und dieses Beispiel dürfte nicht allein stehen. Auf einer ähnlichen Ebene vornehmlich hinsichtlich der Funktionen dürften ja auch die sogenannten Lärmenlöcher zu sehen sein, die z. B. im Kraichgau nicht gerade selten waren. *Wolfgang Seidenspinner*

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:
Archiv Leonore Sieglin, Stuttgart 143 Abb. 2, 145 Abb. 8;
W. Faiss, Rottenburg 155 Abb. 6;
J. Faist, Pliezhausen 158–160;
Generallandesarchiv Karlsruhe 147;
P. Hillenbrand, Freiburg 161–163;
LDA-Karlsruhe 137–140, 148–150;
LDA-Stuttgart Titelbild (I. Geiger), 142, 145 Abb. 7, 146, 164, 165, 169, 174;

LDA-Tübingen 152–154, 155 Abb. 7, 156.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

R. Eisinger, Esslingen 166–173.
Aus: Architektonische Rundschau 29 (1913) Tafel 129, 143 Abb. 4.
Aus: Deutsche Kunst und Dekoration 34 (1914), S. 131, 144 Abb. 5.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1 (vergr.)

Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch

*Tübingen
Erhaltende Erneuerung
eines Stadtkerns*
München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske

*Protestantische
Frömmigkeit im Spiegel
der kirchlichen Kunst des
Herzogtums Württemberg*
München/Berlin 1973

Band 3 (vergr.)

*Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung
von Struktur,
Funktion und Gestalt*
München/Berlin 1973

Band 4 (vergr.)

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen

*Beiträge
zur Untersuchung und
Konservierung mittel-
alterlicher Kunstwerke*
München/Berlin 1974

Band 5

*Der Altar des
18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner
Bedeutung und als
denkmalpflegerische
Aufgabe*
München/Berlin 1978

Band 6

*Historische Gärten
und Anlagen
als Aufgabengebiet
der Denkmalpflege*
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

*Die Kunstdenkmäler
des ehemaligen
Oberamts Ulm
— ohne die Gemarkung
Ulm*

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber
und
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von
Hans Huth,
mit Beiträgen von
E. Gropengießer,
B. Kommer,
E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
*Die Kunstdenkmäler des
Rems-Murr-Kreises*
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landes- denkmalamtes BW

Konrad Theiss Verlag

Heft 1

Richard Strobel und
Felicitas Buch
Ortsanalyse
Stuttgart 1986

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt BW Landesvermessungsamt BW

Heft 2.1. Ladenburg
Stuttgart 1984

Heft 1.1. Esslingen a. N.
Stuttgart 1985

Heft 1.2. Schwäbisch
Gmünd
Stuttgart 1985

Heft 1.3. Schwäbisch
Hall
Stuttgart 1986

Heft 1.4. Leonberg
Stuttgart 1986

Heft 1.5. Herrenberg
Stuttgart 1986

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Vertrieb:
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 1

Günter P. Fehring
*Unterregenbach
Kirchen, Herrnsitz,
Siedlungsbereiche*
Stuttgart 1972

Band 2

Antonin Hejna
*Das „Schlöfle“
zu Hummersried
Ein Burgstall des
13. bis 17. Jahrhunderts*
Stuttgart 1974

Band 3

Barbara Scholkmann
*Sindelfingen/
Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen
und späten Mittelalters*
Stuttgart 1978

Band 4

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine
*Studien zu Wehranlagen
zwischen junger Donau
und westlichem Bodensee*
Stuttgart 1979

Band 6

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1979

Band 7

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters
in Baden-Württemberg*
Stuttgart 1981

Band 8

*Forschungen und Berichte
der Archäologie des
Mittelalters in
Baden-Württemberg*
Stuttgart 1983

Band 9

Volker Roeser und
Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold
Tübingen 1986

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche
Verlagsbuchhandlung
(Nägele u. Obermüller)

Band 1 Stuttgart 1974

Band 2 Stuttgart 1975

Band 3 Stuttgart 1977

Band 4 Stuttgart 1979

Band 5 Stuttgart 1980

Band 6 Stuttgart 1981

Band 7 Stuttgart 1982

Band 8 Stuttgart 1983

Band 9 Stuttgart 1984

Band 10 Stuttgart 1986

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1

Rolf Dehn
*Die Urnenfelderkultur
in Nordwürttemberg*
Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer
*Der Reihengräberfriedhof
von Donzdorf
(Kreis Göppingen)*
Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch
*Das Erdwerk
der Michelsberger Kultur
auf dem Hetzenberg bei
Heilbronn-Neckargartach*

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek
*Das Paläolithikum
der Brillenhöhle
bei Blaubeuren
(Schwäbische Alb)*
Stuttgart 1973

Teil 2:

Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
*Die jungpleistozänen
Tierknochenfunde
aus der Brillenhöhle*
Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach
*Der römische
Skulpturenfund
von Hausen an der Zaber
(Kreis Heilbronn)*
Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck
*Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen
zur Geschichte
des römischen Rottweil*
Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich
Müller
*Das alamannische
Gräberfeld
von Hemmingen
(Kreis Ludwigsburg)*
Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lünig
Hartwig Zürn
*Die Schussenrieder
Siedlung
im „Schlößlesfeld“
Markung Ludwigsburg*
Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck
*Die Tierknochen aus dem
jungsteinzeitlichen
Dorf Ehrenstein
(Gemeinde Blaustein,
Alb-Donau-Kreis)
Ausgrabung 1960*
Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen
Helga Schach-Döriges
*Das alamannische
Gräberfeld von Giengen
an der Brenz
(Kreis Heidenheim)*
Stuttgart 1978

Band 12

Ursula Koch
*Die fränkischen
Gräberfelder
von Barga und
Berghausen
in Nordbaden*
Stuttgart 1982

Band 13

Mostefa Kokabi
*Arae Flaviae II
Viehhaltung und Jagd
im römischen Rottweil*
Stuttgart 1982

Band 14

U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
*Flora und Fauna im
Ostkastell von Welzheim*
Stuttgart 1983

Band 15

Christiane Neuffer-
Müller
*Der alamannische Adels-
bestattungsort und die
Reihengräberfriedhöfe
von Kirchheim am Ries
(Ostalbkreis)*
Stuttgart 1983

Band 16

Eberhard Wagner
*Das Mittelpaläolithikum
der Großen Grotte bei
Blaubeuren (Alb-Donau-
Kreis)*
Stuttgart 1983

Band 17

Joachim Hahn
*Die steinzeitliche
Besiedlung des Esels-
burger Tales bei
Heidenheim*
Stuttgart 1984

Band 18

Margot Klee
*Arae Flaviae III
Der Nordvicus von
Arae Flaviae*
Stuttgart 1986

Band 19

Udelgard Körber-
Grohne
Hansjörg Küster
Hochdorf I
Stuttgart 1985

Band 20

*Studien zu den Militär-
grenzen Roms III
Vorträge des 13. Interna-
tionalen Limeskongress,
Aalen 1983*
Stuttgart 1986

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1986

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörrikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung

Mörrikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek

Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologie des Mittelalters

Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Archäologie des Mittelalters

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 29 90

Archäologie des Mittelalters

Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21